Anthr.
120
tm

Anthr. 120 tm

K
<36615457790011
<36615457790011
Bayer. Staatsbibliothek

Homo sapiens ferus

oder

die Zustände der Verwilderten

und ihre

Bedeutung für Wissenschaft, Politik und Schule.

Biologische Untersuchung

von

Dr. A. Rauber,
Professor in Leipzig.

„Der Tag zerstört des Tages Meinungen,
doch er bestätigt die Urtheilssprüche der Natur.“

Leipzig.
Denicke's Verlag.
1885.

Anthr. 120 tm

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

85

Inhaltsübersicht.

Einleitung.

Die Gegenwart, nach jahrtausendlangem Ringen so reich an materiellen und geistigen Gütern der verschiedensten Art, mit rastlosem Bemühen an der Vermehrung dieses Besitzes arbeitend und im Hinblick auf die gesammte Vergangenheit zu noch schöneren Hoffnungen für die Zukunft berechtigt, fühlt sich dennoch von bangen Sorgen gepeinigt und von schweren Zweifeln hin- und hergeworfen, sobald es sich darum handelt, festen Blickes in die Zukunft zu schauen. Die Einen glauben auf einem gewaltigen Vulkan zu stehen, der jeden Augenblick auszubrechen und Alles zu vernichten droht. Andere haben die Empfindung, auf einem unterwühlten schlechten Boden zu leben, der sich zu jeder Stunde dazu anschicken könne, sie plötzlich mit hinab in die Tiefe zu ziehen. Wieder Andere glauben zu fühlen, daß ein herannahender Sturmwind sie alsbald von der Oberfläche hinwegfegen werde. Die Einen befürchten den nahen Verlust ihrer höchsten Güter; die Andern hoffen hingegen, die ihrigen alsbald zu erwerben. Wieder Andere, und dies sind die Besonnene, sind geneigt, den vorhandenen bangen Zustand als das Ergebniß einer Übergangszeit zu betrachten, in welcher Altes und Neues nothwendigerweise feindlich aufeinander stoßen, um gegenseitig die vorhandenen Kräfte zu messen und sich zu überwinden. Sie finden, es sei seit einiger Zeit eine ältere Entwickelungsstufe im Ablauf und eine neue im Anzug und im Durchbruch begriffen; hierdurch werde naturgemäß der ganze Organismus in Mitleidenschaft gezogen.

Alle diese Sorgen und Zweifel sind weder unbegründet, noch nnnütz; sie sind vielmehr nach beiden Richtungen hin ganz am Platze. Sie sind begründet: denn es ist klar, daß mit steigender Kultur die Aufgaben nicht abnehmen, sondern wachsen. Es ist klar, daß alle die vielen Anstrengungen

und Thätigkeiten zum Zweck der gesunden Lebensführung eines staatlichen Organismus mit dessen höherer Entwickelung sich nicht verringern, sondern in's Unabsehbare sich vervielfältigen und verwickeln, sich steigern und erschweren. Dies ist um so gefährlicher, als im Ganzen nur Wenige die hinreichende Einsicht besitzen, den ungeheuren Umfang der Aufgabe zu würdigen und zu erkennen. Dennoch liegt es auf der Hand, die Menge der zu leistenden Arbeit werde nicht kleiner, sondern größer; die Art der Arbeit werde nicht niedriger, sondern höher. Es liegt dies schon im Begriff der zunehmenden Kultur ausgedrückt.

Die Sorgen und Zweifel sind aber auch nicht unnütz: denn sie bannen jede oberflächliche oder leichtfertige Regung, zeigen die Gefahr und dienen in den schwierigsten Fragen dazu, die sich sträubende Lösung herbeizuziehen.

Wir haben durchaus keine Veranlassung, die unzweifelhaft vorhandenen Gefahren und Schrecknisse in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Mag ein Jeder versuchen, sie nach eigener Einsicht zu schätzen; zu groß werden sie nicht leicht geschätzt werden. Es ist ferner nicht unsere Absicht, auf die Mittel und Wege hinzuweisen, den Gefahren thunlichst zu begegnen. Mag ein Jeder versuchen, diese Mittel und Wege kennen zu lernen! Mag der Eine diesen, der Andere jenen Weg als den nützlichen betrachten. Man wird Niemanden zu warnen brauchen vor dem Versuche, den Anker des wild umhergeworfenen Schiffes etwa gegen die Wolken zu werfen und zu hoffen, die Ankerspitze werde hier festhaften.

Unsere Absicht ist vielmehr eine andere, höhere. Inmitten aller Spaltungen und Gefahren, aller Schwankungen und Zweifel gibt es glücklicherweise einen starken, vereinigenden Mittelpunkt. Wie die Planeten um die Sonne, so bewegen wir uns um diesen Mittelpunkt. Er ist nur von Wenigen gekannt; die Meisten haben von seinem Dasein merkwürdigerweise entweder keine Ahnung oder nur eine sehr unzureichende Erfahrung. Ihre Augen sind trübe oder lichtscheu; doch wir glauben, Jedermann sehend machen zu können.

Im Angesicht dieses Centralgestirnes der Menschheit muß man sich einmal zusammengefunden und einander kennen gelernt haben, bevor der Einzelne seine besonderen Arbeiten unternimmt. Sein Anblick verleiht Kraft in allen Anwandlungen von Schwäche, sicheren Halt bei jedem Anlaß von Schwanken, zuverlässigen Grund, wenn sich der Boden uns zu entziehen scheint, Licht und Wärme, wenn Kälte und Finsterniß über uns hereinbrechen. Wie ein in nächtlicher Fluth umherirrendes Schiff, wenn es in die Nähe gefürchteter Gebiete kommt, nach den tröstlichen

Strahlen eines fernen Leuchtthurms ausspäht, durch ihn seinen Aufenthaltsort erkennt und vor Gefahren bewahrt wird, so verhält es sich auch mit der Bahn des Einzelnen seinem Mittelpunkt, seinem höchsten irdischen Besitzthum gegenüber.

Es bedarf keiner großen Vorbereitungen, um zu seiner Kenntniß zu gelangen. Wir werden uns zu diesem Zweck der Verwilderten, d. i. der in vollständiger Isolirung Aufgewachsenen bedienen. Ihre Zustände bilden den vollständigen Gegensatz zu dem gesuchten Mittelpunkt, dem Staate.

Wir entreißen die Untersuchung des Staates denjenigen Zweigen der Wissenschaft, die sich bisher vor Allem mit ihm beschäftigt haben und nehmen ihn für die Biologie in Anspruch. Der Staat ist ein biologisches Problem. Wir setzen ihn daher den leuchtenden Strahlen der Biologie aus; sie ist es, die hier zu entscheiden hat, die Lehre vom Leben. Und siehe da, indem wir dies thun, gewinnt die Lehre vom Staate einen anderen Inhalt, ein anderes Leben.

Unser Hauptergebniß ist das folgende: Der Mensch ist und bleibt, auf sich selbst angewiesen, ohne Vernunft und Sprache. Er wird zu einem mit Vernunft und Sprache ausgestatteten Wesen ausschließlich durch den Einfluß der zu einem staatlichen Organismus gegliederten Gesammtheit. Dieser Organismus ist als der Erzeuger der Menschheit und aller ihrer Kultur anzusprechen. In ihm ruht unsere Rettung und unsere Stärke. In seiner gesunden Entwickelung wurzeln die Bedingungen für alles Einzelleben. Leicht erkennbar ist hieraus die Pflicht jedes Einzelnen abzuleiten, die Gesunderhaltung jenes Ganzen, von dem er ein bedingtes Theilstück, zu seiner obersten Richtschnur zu machen.

Wir werden im Folgenden die Beweise zu liefern haben. Es werden dabei dem Einzelnen manche bittere Wahrheiten nicht erspart bleiben können. Es wird sich nämlich ergeben, der Hauptfehler in der bisherigen Anschauungsweise der menschlichen Gesellschaft und ihrer Gliederungen entspringe aus dem Umstand, daß der Mensch allzu ausschließlich als Gesellschaftswesen, als Zoon politikon des Aristoteles, betrachtet worden ist, nicht aber in seinem Gegensatz zu diesem Verhältniß. Sowie dies auf biologischer Grundlage geschieht, ist das Ziel, dem wir nachstreben, erreicht. Unsere Beweise ruhen auf biologischem Boden, es sind Erfahrungs- und Experimentalbeweise. Ihnen zu entrinnen, daran ist nicht zu denken. Sie haben weit festeren Bestand als Felsen. Denn Felsen zerbröckelt und verwittert und es ist bekannt, daß selbst die festen Felsen beben.

Vor Allem beruhigend ist hierbei der Umstand, daß der natürliche Boden nicht verlassen zu werden braucht. Die Stelle, die wir als

unseren Ankerplatz erkoren haben, ist nicht neu, sie ist uralt, unendlich viel älter als alle späteren Satzungen, die sich kühn und himmelstürmend über den natürlichen Boden hinweggesetzt haben. Unser Ankerplatz ist conservativer und älter als alle conservativen Gruppen, die im gegenwärtigen Staatsleben ihr Dasein haben. Manche dieser conservativen Gruppen verdienen überdies nur mit großem Unrecht diesen Namen; es sind dies unechte, unreine und gemischte conservative Formen, die in Wirklichkeit das revolutionärste Element in sich pflegen, aber den Staat nicht kennen. Man wird nicht zweifeln dürfen, daß ein himmelstürmendes, die natürliche Grundlage verlassendes Element als ein wirklich revolutionäres Element bezeichnet werden müsse.

Es würde von außerordentlichem Nutzen sein, wenn neben anderen wichtigen Ergebnissen gerade dieses Verhältniß weithin zur Klarheit gelangen würde. Wir werden später darauf zurückkommen.

Vorerst wollen wir versuchen, uns auf natürlichem Boden und auf biologischer Grundlage einander kennen zu lernen. Es gilt, aus träumenden Zuständen uns zum Licht unseres Centralgestirns aufzuraffen. Es ist vor Allem wichtig, sich in den ersten und wichtigsten Grundlagen nicht als ein Blinder zu bewegen, sondern klare Kenntniß über sie zu besitzen. Eine beständige Täuschung in den ersten Grundlagen hat in sich den Keim des Untergangs; eine genaue Kenntniß jener Grundlagen dagegen enthält die Keime des gesicherten, beruhigten, starken Lebens.

Um allmählich unser Ziel im Einzelnen deutlicher vor Augen zu sehen, müssen wir einen scheinbar weiten Umweg machen und dürfen selbst die Betrachtung ferner Zeiträume nicht scheuen. Wir müssen den Leser zugleich auffordern, eine Art biologischen Kursus mit uns durchzumachen. Mag er darauf seine besonderen Wege verfolgen; wir werden ihn im Sturme unseren Zielen entgegenführen.

Unter Urmenschenthum, Urbild der Menschheit und ähnlichen Bezeichnungen verstehen und verstanden Verschiedene sehr Verschiedenes. Die Einen sehen in ihm ein Ideal, den höchsten Begriff der Menschheit, oder den Menschen in seiner höchsten Vollendung. Die Andern, welche den festen Boden der Wirklichkeit und der Erfahrung zu der Grundlage ihres Wissens wählen, erkennen in dem Urmenschenthum die Frühstufe der Entwickelung der Menschheit. Wie dem Dunkel der Nacht die Dämmerung folgt und darauf die Morgenröthe das Herannahen der Sonne verkündet, so verhält es sich nach den Ergebnissen ihrer Forschung auch mit der Menschheit. Sie strahlt nicht urplötzlich mit vollem Glanze und fertig aus dem Nichts hervorgetreten in das Dunkel der Zeiten hinein, sondern sie zeigt ein Werden und Wachsen, eine Entwickelung.

Ueber das Urbild des Menschen spricht sich der Philosoph Friedrich Krause folgendermaßen aus: „Die stille gestaltreiche Pflanze, das heitere lebenvolle Thier, jedes innerlich gesunde Wesen liebt die Schranken seiner Natur und die Gestalt, die es ihnen durch die Fülle der innern Urkraft einprägt; es lebt in einer Unschuld nach Gottes Gesetz. Auch der Mensch, im Stande der Unschuld oder aus innern Kämpfen dahin zurückgekehrt, liebt die Schranken seines Wesens, er strebt sie lebendig zu erfüllen und schön zu gestalten, um so das ihm angeschaffene göttliche Ebenbild in Wort und Werken zu verkünden. Der Mensch empfindet und liebt Schönheit; Schönheit aber ist Göttlichkeit der Form, in schönen Gestalten spiegelt sich Gott und seines Weltbaues Gesetz. Die Formen des menschlichen Geistes und Leibes sind die reichsten, vielseitigsten, innigsten von allen, daher der meisten und tiefsten Harmonien, der vollständigsten Schönheit fähig unter allem Schönen. — Die Schranken jedes Wesens sind, an sich betrachtet, eines unendlichen Reichthums von Gestalten fähig; allein das Wesen kann sie nicht alle zugleich in sich aufnehmen und an sich tragen, denn jede schließt die andere aus wegen ihrer entgegengesetzten Bestimmungen. Der Säugling hat eine andere Lebendigkeit und Schönheit der Gestalt, das Kind eine andere, eine andere der Jüngling, der Mann, der Greis. Jede ist in ihrer Art ein vollständiger Ausdruck des Lebens und der Schönheit; es ist derselbe Mensch, der sie alle nacheinander an sich trägt, aber in demselben Moment zusammengedacht, löschen sie sich wechselseitig aus. Doch liegt nur im wirklichen und stetigen Zugleichsein aller Gestalten, deren jedes Wesen an sich fähig ist, die Vollständigkeit seiner Natur und seine ganze Aehnlichkeit mit Gott; derselbe Mensch, als Säugling, Kind, Jüngling, Mann und Greis gedacht, gibt erst das Bild des Menschen selbst. Damit die Wesen charaktervolle Bestimmtheit der Gestalt und des Lebens mit Vollständigkeit und Allseitigkeit derselben vereinen möchten, und so das ganze göttliche Ebenbild jedes nach seiner Weise empfangen könnten, verlieh ihnen Gott stetige endlose Gestaltung, Leben in der Zeit; worin jedes Geschöpf, gemäß der göttlichen Harmonie der Welt, in schöner Ordnung sich von Gestalt zu Gestalt fortbildet, bis es sein ganzes Wesen innerhalb aller seiner Schranken befriedigt hat, den Kreis des zeitlichen Lebens schließt, und in demselben Momente einen neuen beginnt. So ist das Leben jedes Wesens an sich nur ein Moment, ein wirkliches Zugleichsein alles dessen, was es würdiges und göttliches in sich hält."

Ist es so, wie Krause sagt? Gibt uns das vor Augen gehaltene das Bild des Menschen?

Die Antwort auf diese Frage wird die folgende sein: Das gegebene

Gemälde ist in der That im Wesentlichen zutreffend, soweit es gezeichnet wurde; es enthält jedoch nur einen Theil des gesuchten, aber nicht das vollständige Bild. Es fehlen noch einige vorausgehende Gestalten und wesentliche Züge und besonders auch der Hintergrund.

Der dem Bilde zu gebende Hintergrund ist freilich kein so lachender, wie uns der bereits geschilderte Theil des Bildes mit seinen Hauptfiguren vermuthen lassen könnte. Wenn er ihm gegeben werden soll, so umdüstert sich allmählich die Tiefe, die freundliche Himmelsbläue verschwindet, drohende Wolken umziehen das Gewölbe und wir treten in Gewitterstimmung ein. Die Empfindungen, die uns dabei ergreifen, sind dieselben, wie sie sich in Theilen von Lenau's Sturmesmythe so lebendig aussprechen, wenn sie anhebt:

„Plötzlich auf am Horizonte tauchen
Dunkle Wolken, die herüberhauchen
Schwer, in stürmischer Beklommenheit;
Eilig kommen sie heraufgefahren,
Haben sich in angstverworrnen Schaaren
Um die stumme Schläferin gereiht.

Und sie neigen sich herab und fragen
„Lebst Du noch?" in lauten Donnersklagen,
Und sie weinen aus ihr banges Weh.
Zitternd leuchten sie mit scheuem Grauen
Auf das stille Bett herab und schauen,
Ob die alte Mutter todt, die See?

Nein, sie lebt! sie lebt! Der Töchter Kummer
Hat sie aufgestört aus ihrem Schlummer,
Und sie springt vom Lager hoch empor:
Mutter — Kinder — brausend sich umschlingen
Und sie tanzen freudenwild und singen
Ihrer Lieb ein Lied im Sturmeschor."

Die See, auf welche sich unsere Blicke zu richten haben, ist die Menschheit. Um sie zu erkennen, um sie nicht nur zu suchen, sondern auch zu finden, müssen wir sie zwar in ihrer ganzen Größe sehen, aber auch in ihren Anfängen. Wir dürfen nicht immer bei der groß gewordenen verweilen, das würde unseren Blick störend einnehmen. Wir müssen sie vielmehr zu ihrer eigenen Würdigung in der freien Natur aufsuchen. In die freie Natur gedenken wir den Leser zu führen. Nicht als ob in ihren Räumen der beste dauernde Aufenthatlsort für den Menschen gegeben sei; das ist nicht unsere Meinung, vielmehr ist das Gegentheil der Fall. Weder zu den Naturvölkern, noch zu jenem idealen

Naturleben wollen wir den Leser führen, dessen Reinheit und Unverdorbenheit ein vergangenes Zeitalter sich so herrlich auszumalen versuchte, während es das Leben innerhalb der vorhandenen Gesellschaft als verdorben, mißgestaltet und unnatürlich bezeichnete. Unsere Absicht geht vielmehr dahin, dem gegenwärtigen Kulturmenschen einige menschliche Wesen zu zeigen, die man Verwilderte zu nennen pflegt. Hiermit sind nicht etwa innerhalb der menschlichen Gesellschaft verwilderte gemeint. Sagen wir lieber Isolirte. Und was wären denn letztere für Persönlichkeiten?

Unter der Bezeichnung „Isolirte" können auf den ersten Blick von Verschiedenen sehr verschiedene Dinge verstanden werden. Dennoch aber drückt dieser Name besser als andere gerade das aus, was bezeichnet werden soll; denn er weist uns auf die Ursache ihrer Zustände hin.

Und haben wir es in den Isolirten vielleicht mit Personen zu thun, welche weit von einander getrennt sind, während sie von Sehnsucht verzehrt werden, sich einander nahe zu sein? Sind es diejenigen, auf welche der Dichter hinweist, wenn er sagt:

„Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh"?

Diese Isolirten sind von uns nicht gemeint. Ihre Zustände dürfen als allgemein bekannt vorausgesetzt werden und wir brauchen sie nicht mehr zu schildern.

Oder ist es vielleicht unsere Absicht, das Beginnen und die Lage derjenigen Seltenen darzustellen, welche, weit entfernt, sie zu lieben, aus irgend welchem Grunde einen tiefen Haß gegen die Menschheit im Busen tragen und sich von ihr so weit als möglich in die stille Einsamkeit zurückgezogen haben? Oder denken wir etwa an Jene, welche zwar die Menschheit nicht hassen, aber das Sichere und Ewige suchen, vor der Gebrechlichkeit und Flüchtigkeit alles Irdischen erschreckt zurückweichen, die Erde auf der Erde verlassen und sich in klösterliche Stille und Geräuschlosigkeit zurückziehen?

Auch dies sind nicht unsere Isolirten. Noch weniger sind es jene Bedauernswerthen, welche nicht etwa freiwillig die Gesellschaft verlassen haben, sondern in schwere Conflicte mit ihr gerathen, gezwungenerweise ihre Tage in Haft und zumal in Einzelhaft zubringen. Ueber die Isolirhaft, ihre schädlichen und heilsamen Wirkungen auf Körper und Geist, über ihre Zweckmäßigkeit und Unzweckmäßigkeit ist bereits so viel geschrieben, über die zweckmäßigste Art ihrer Beköstigung so viel verhandelt worden, daß wir uns ganz außer Stande fühlen, dem Bekannten noch etwas Neues hinzuzufügen.

Vielleicht könnte noch Jemand denken, wir hätten möglicherweise die elektrische Isolirung im Sinn, umso mehr, da ja bereits von einem Gewitter die Rede war. Allein auch dahin ziehen die Gedanken uns nicht.

Wenn aber weder von diesen, noch von anderen Isolirten die Rede sein soll, um welcherlei Art von Menschen handelt es sich denn in Wirklichkeit?

Es giebt noch andere Isolirte. Diese sind zwar interessant genug, aber nur höchst Wenigen bekannt. Es sind diejenigen, von welchen J. Swift uns ein Lied hinterlassen hat:

„It can not rain,
But it pours etc." [1])

Diese sind es, deren Wirklichkeit wir untersuchen wollen und um derer willen wir in die freie Natur hinaustreten müssen. Denn ihr Aufenthalt ist die Wildniß, sie leben fern von der Gesellschaft der Menschen, fern von bebauten Fluren. Schon in früher, zarter Jugendzeit sind sie durch irgend welche Umstände von Menschen abgekommen und haben für sich allein ihr Leben weiter fortgesponnen, Knaben und Mädchen. Durch Zufälle sind sie nach langen Jahren, zum Theil erst als Erwachsene, wieder in die menschliche Gesellschaft zurückgelangt. Wären sie noch nicht da, man müßte sie erfinden. Man kennt sie schon lange, aber sie sind wieder vergessen worden. Sie haben zu Zeiten gewaltiges Aufsehen erregt und gerade dieser Umstand hat nicht wenig dazu beigetragen, ihre Erscheinung hier und da, in der Folge oder sofort, mit märchenhaften Zügen auszustatten. Manche Beurtheiler haben sich darum für berechtigt gehalten, die fraglichen Fälle zwar nicht im Ganzen als Erfindungen zu betrachten, wohl aber sie in ihrer Bedeutung herabzudrücken und insbesondere für pathologische Bildungen zu erklären. Es wird sich zu zeigen haben, wie sich die Sache in Wirklichkeit verhält.

Als man sie vor vielen Jahrzehnten in ihrer Bedeutung herabzusetzen sich anschickte, ein Umstand, der ihr Vergessenwerden leicht erklärt, da fehlte es noch gänzlich an jener Wissenschaft, deren Gebiet sie am meisten berühren, an der Wissenschaft der menschlichen Urgeschichte. Durch die von ihr gegebenen Aufschlüsse sind die genannten Fälle nunmehr durchaus verständlich geworden. Kein Wunder aber, daß man ohne sie die fremdartigen Erscheinungen zu einem nicht geringen Theil nur sehr unglücklich zu deuten wußte. Man hielt sich vorzugsweise an Nebensäch-

---

[1]) J. Swift's Works, Vol. III, P. I, pag. 132 der großen Londoner Quartausgabe von 1755.

liches, übersah aber dabei merkwürdig genug die deutlich hervortretenden Hauptsachen, oder hielt gerade diese für das Nebensächliche. Wären die Fälle nicht vorhanden, wie schon gesagt, man müßte sie erfinden! Und alle wesentlichen Ergebnisse würden gerade diejenigen sein, welche uns die Verhältnisse der wirklichen Fälle vor Augen stellen, die beschrieben worden sind. Wenn also auch in früherer Zeit die Verwilderten, wie man sie nannte, sehr oft die Augen auf sich gezogen haben, die Philosophie und Naturwissenschaft sich mit ihnen wiederholt beschäftigt hat, so fehlt uns doch gänzlich eine neuere, auf Grundlage der Fortschritte der Wissenschaft durchgeführte Bearbeitung derselben. Fast möchte man das befremdlich finden. Allein die Gewalt der bereits über sie hingezogenen Jahrzehnte, der Staub, der sie unterdessen eingehüllt und gewissermassen zu Fossilien gemacht hat, das Vorhandensein einer Fülle anderen Materials, welches größere Anziehungskraft zu besitzen schien, sind Gründe genug, daß sie den Blicken der Beobachter so lange sich entziehen konnten. Um so willkommener erschienen sie mir in diesem Zeitalter der Ausgrabungen.

Man nannte diese, in die Wildniß gerathenen und in ihr aufgewachsenen Menschen gewöhnlich entweder verwilderte oder verthierte Menschen. Die Bezeichnung bezieht sich, wie man sieht, auf die Zustände, in welchen befindlich sie zur Zeit ihrer jedesmaligen Entdeckung angetroffen worden sind. Doch drückt sich zugleich in dem Namen noch die Vorstellung aus, daß die betreffenden Menschen von einem bereits innegehabten höheren Zustande herabgesunken seien. Es soll nun zwar nicht geleugnet werden, daß Einige oder vielleicht Alle der zu Untersuchenden einen gewissen niedrigen Grad von Kultur in der frühesten Jugendzeit bereits sich angeeignet hatten. Sie waren von Menschen geboren und Menschen haben ihnen die erste Pflege angedeihen lassen; menschliche Einflüsse also haben bereits auf sie eingewirkt. Allein hierin liegt nicht der Schwerpunkt des Gegenstandes. Von diesen Anfängen einer Kultur sind sie wieder herabgesunken, und insofern ist der Name „Verwilderte“ gerechtfertigt. Aber die Hauptsache ist, daß sie, sich selbst überlassen, nicht im Stande gewesen sind, zu einer menschlichen Kultur hinaufzugelangen. Nicht das Zurücksinken, sondern das Nichthinaufgelangen macht sie so außerordentlich wichtig. Sie sind aber so wenig im Stande gewesen, hinaufzugelangen, daß sie dann sogar das Wenige, was sie von Kultur hatten, wieder verloren haben. Sie sind weniger verwildert, als nicht zur Kultur gelangt. Obwohl dem so ist, so haben wir uns doch dem bestehenden Sprachgebrauche gefügt und sie Verwilderte genannt, statt sie Kulturlose zu nennen; denn wo man sie

kennt, kennt man sie unter jenem Namen, oder auch unter dem Namen Homme sauvage, Homo ferus.

Allein ist es denn an dem, daß uns die Verwilderten, Kulturlosen, so viel zu erzählen haben? Was können die, die kulturlos sind, uns viel zu erzählen haben?

Wie man es nimmt, sie erzählen uns sehr viel oder sehr wenig. Sie sagen uns viel, indem sie uns mit unbezwinglicher Gewalt davon in Kenntniß setzen, was denn eigentlich Kultur sei. Wer sie nicht gehört hat, kann die richtige Begriffsbestimmung nicht geben. Sie erzählen uns auch von der Menschheit, und hier wird ihre Rede besonders nachdrucksvoll. Der Roman, den sie hier vor unseren Augen entrollen, ist keines jener kraftlosen Erzeugnisse, wie sie so häufig in unsere Hände gerathen; sondern seine Wirkung ist überwältigend. Und wenn sie ihn geendigt haben, fangen sie an, auch von uns selbst und von Menschenwerth zu sprechen. Wer sich selbst noch nicht kennen gelernt hat, der nehme sich in Acht; er waffne seine Brust mit dreifachem Erze. Nur ganz leise zwar dringen die Töne zu ihm, aber sie werden ihn dennoch niederschmettern!

In anderer Beziehung sagen sie uns wiederum sehr wenig; und insofern haben diejenigen recht, welche nicht viel von ihnen erwarteten. Wir blicken sie an, aber unser Blick übt keine Wirkung auf sie aus. Wir sprechen zu ihnen; sie hören den Schall unserer Worte, aber sie vernehmen nicht den Sinn, der durch sie ausgedrückt werden soll. Je mehr wir uns mit ihnen beschäftigen, eine um so größere Unruhe bemächtigt sich unser und endlich fühlen wir, daß uns vor ihnen Entsetzen ergreift und die Haare zu Berge steigen bei der Wahrnehmung, sie seien stumm und vernunftlos. Kein menschliches Wort dringt von ihren Lippen, keine Vernunft erhellt ihre Seele. Alles, was sie uns erzählen, geschieht in wortlosen, aber erschütternden Monologen.

Womit lassen sich wohl die fern von der menschlichen Gesellschaft und Kultur herangewachsenen Isolirten bis zu einem gewissen Grade zutreffend vergleichen? Es liegt am nächsten, sie mit Edelsteinen zu vergleichen, die nicht geschliffen worden sind. Dem Unkundigen unbemerkt liegen sie glanzlos und unscheinbar unter Stoffen von gewöhnlicher Art und häufigem Vorkommniß. Achtlos geht er an ihnen vorüber. Der Kenner aber bemerkt ihr Blitzen und Leuchten, ehe sie geschliffen worden sind und rettet sie vor dem Verlorengehen. Hiermit kommen wir jedoch bereits an die Grenze ihrer Vergleichbarkeit mit Edelsteinen. Denn es wird sich in der Folge mit Sicherheit ergeben, daß nicht alle kulturlos aufgewachsenen Menschen sich in der Folge noch erziehen und aus-

bilden lassen, nachdem sie in die menschliche Gesellschaft wieder zurückgelangt sind.

Wie groß ist doch der Besitz selbst des Aermsten, dem innerhalb des Einflusses der Gesellschaft das Licht der Vernunft zu Theil geworden ist! Denn in nie endigender Nacht wandeln die Isolirten.

Erfährt durch ihre genauere Schilderung die Menschheit eine Beleidigung? Es könnte fast so scheinen. Versetzen wir uns selbst alle in Gedanken unter die Bedingungen, die auf die Isolirten eingewirkt haben, so werden wir selbst Ihresgleichen sein. Dennoch wird durch sie die Menschheit nicht beleidigt, nicht einmal der Einzelne; es wird nur dessen eigene Schwäche und Nichtigkeit durch sie in klares Licht gestellt, es erhält nur die Selbsterkenntniß durch sie eine bedeutungsvolle, ja die wichtigste Bereicherung. Erst mit ihrer Kenntniß wird der alte Satz „Lerne Dich selbst kennen“, zur vollen Wahrheit, während er ohnedies unter allen Umständen nur Stückwerk zu Stande bringt. Um so mehr erstrahlt im Gegensatze hierzu der Glanz der Menschheit. Selbst diejenigen werden von den Isolirten eine beherzigenswerthe Lehre empfangen, welche von der Menschheit geringschätzig urtheilen zu dürfen glauben. Sie werden sich dabei an die Richtigkeit des Ausspruches jenes Römers erinnern, welcher behauptete, daß die Kraft und Majestät der natürlichen Dinge in allen Beziehungen der Zuverlässigkeit entbehre, wenn man sie nur stückweise und nicht vollständig zu erfassen bestrebt war.

Weit entfernt, uns zu schwächen, zeigt uns die Betrachtung der Isolirten, wie kein anderes Mittel, die großen B e d i n g u n g e n unserer Stärke und unseres Selbst. Denn die Gegenwart leidet, wie schon am Anfang betont worden ist, insbesondere stark an mangelhafter Kenntniß der tiefsten Grundlagen unseres Daseins. Je weiter wir in der Zeit vorrücken, um so leichter sind wir der Gefahr ausgesetzt, die Ausgangspunkte in Vergessenheit gerathen zu lassen, oder sie zu übersehen. Die Folgen dieser Vergessenheit sind von außerordentlicher Tragweite. Je mehr wir blind sind gegen die Ausgangspunkte, um so näher liegen die Schrecken des ruhelosen Schwankens und der ziellosen Verwirrung, ja selbst der völligen Irrung und des endlichen Sturzes. H i s t o r i s c h e s Wissen bannt und verscheucht diese Gefahr keineswegs; denn es läßt das Wurzelgebiet der Menschheit gänzlich unberührt. D i e B i o l o g i e, u n d m i t i h r i m B u n d e d i e U r g e s c h i c h t e, h a b e n h i e r d i e F ü h r u n g z u ü b e r n e h m e n u n d i h r e E r g e b n i s s e z u m a l l g e m e i n e n B e w u ß t s e i n z u b r i n g e n.

Der vorhandene Stoff ist in die beiden folgenden Abschnitte zerlegt. Der eine hat die Aufgabe, alle bekannt gewordenen wichtigeren

Fälle von Isolirung, die für uns nichts anderes sind, als Experimentaldarstellungen der Natur, zu beschreiben und zu untersuchen. Dem darauf folgenden Abschnitt fällt die Beurtheilung des Stoffes zu und die Prüfung seiner Bedeutung. Diese Bedeutung wird sich nach vier Richtungen gliedern, und zwar nach der philosophischen, urgeschichtlichen, politischen und pädagogischen.

Schon bei einer vorausgehenden Gelegenheit habe ich auf die Isolirten und ihre Bedeutung hinzuweisen gesucht.[1]) Geschah dies auch mit hinreichender Deutlichkeit, so geschah es doch in aller Kürze; denn es galt damals nur, sie als Bruchstück in ein größeres Ganzes einzufügen. Den damals gehegten Plan einer erweiterten und selbständigen Bearbeitung übergebe ich hiermit ausgeführt der Oeffentlichkeit.

Leipzig, im März 1885.

A. Rauber.

---

[1]) Urgeschichte des Menschen, Bd. II, S. 283 f.

I. Zusammenstellung der Beobachtungen.

Die einzelnen im Laufe der Jahrhunderte gemachten Beobachtungen sind aus verschiedenen Gründen nicht alle von gleichem Werth. Theils ist es die Beschaffenheit der einzelnen Fälle selbst, die ihnen einen verschiedenen Werth gibt; theils die Art ihrer Untersuchung und Darstellung von Seiten Derjenigen, welche sie zu beobachten Gelegenheit hatten; theils der Grad ihrer experimentellen Ausnutzung. Häufig genug befand man sich an dem Ort, der den Fall brachte, und zur Zeit, als er zur Beobachtung gelangte, in viel zu großer Unkenntniß von seiner Bedeutung, man hatte eine viel zu dürftige Grundlage für die richtige Auffassung zur Verfügung, als daß wir erwarten dürften, selbst ausgezeichnete Fälle in ihrem ganzen Umfang und nach allen ihren Verhältnissen von den Beobachtern dargestellt zu finden. Auch waren die plötzlich herantretenden Fälle viel zu unerwartet und fremdartig, als daß die überraschten Augenzeugen jedesmal sofort sich hätten darüber klar sein können, was denn eigentlich vorliege und worauf vorzüglich das Augenmerk zu richten sei. Noch jetzt würde die durchschnittliche Bildung unserer Kulturländer kaum mehr mit ihnen anzufangen wissen, als es ehedem geschehen ist. Damals aber war nicht allein der Zustand der allgemeinen Bildung ein geringerer, sondern der Wissenschaften selbst; insbesondere die schwerste derselben, die Wissenschaft vom Menschen, nahm noch eine niedrigere Stufe ein.

Kann man also auch nicht behaupten, sämmtliche zur Beobachtung gelangten Fälle seien in einer Weise, wie man es wünschen möchte, und mit jenen Hülfsmitteln untersucht und ausgenützt worden, welche die fortgeschrittene Wissenschaft uns zur Verfügung stellt; so darf man doch auch wiederum nicht zu weit gehen und das Vorhandene deßhalb ver-

werfen. Das wäre ein ebenso thörichtes als frevelhaftes Beginnen. Die Gelegenheit zur Beobachtung ähnlicher Vorkommnisse wird immer seltener, je weiter die Zeit vorrückt, je seltener unbewohnte, menschenleere Landstrecken geworden sind und je geordneter die öffentlichen Zustände gefunden werden. Wir müssen uns des Vorhandenen also bedienen, so weit es gut ist, so weit es uns Thatsachen liefert.

Das Vorhandene ist aber, wie sich ergeben wird, in großer Ausdehnung und in hohem Grade brauchbar. Mehrere der zu beschreibenden Fälle sind nicht allein, wie man sie nennen darf, solche von reiner und ausgezeichneter Art; sie sind zugleich von verständigen, nüchternen und guten Beobachtern aufgezeichnet und uns aufbewahrt worden. Sie geben eine hinreichende Grundlage ab zur Entscheidung von Allem, wozu man solcher Fälle bedarf. Andere, minder brauchbare Fälle, seien sie dies ihrer eigenen Beschaffenheit oder der unzulänglichen Untersuchung und Aufzeichnung wegen, die sie gefunden haben, sind von der Betrachtung nicht auszuschließen; sie sind oft durch die bekannten Verhältnisse der vorigen Reihe zu ergänzen oder vervollständigen ihrerseits die Erfahrungen, die an jener gemacht worden sind. Nicht in unser Gebiet fallende Vorkommnisse sind, obwohl sie von verschiedenen Schriftstellern in dasselbe eingereiht wurden, hier nicht aufgenommen.

Nicht nach den Merkmalen der größeren oder geringeren Wichtigkeit und Brauchbarkeit sind im Folgenden die einzelnen Fälle aneinander gereiht; auch nicht nach der Verschiedenheit der Länder, in welchen sie gefunden oder untersucht wurden. Sie sind vielmehr einfach nach der Zeit ihres Vorkommens aufgereiht worden, während es dem folgenden Abschnitt dieser Schrift obliegt, sie nach ihrer Bedeutung zu würdigen.

---

1. u. 2. Die beiden hessischen Knaben.
(Juvenes lupini Hessenses).

Die Hessische Chronik des Wilhelm Dilich [1]) (sonst Scheffer), Geograph und Historiker des Landgrafen Moritz von Hessen, seit dem 27. März 1625 aber churfürstlich sächsischer Ingenieur, Architekt und Geograph (gest. zu Dresden 1655), hebt zwischen den Jahren 1338 und 1347, in welchen von dem Landgrafen Heinrich die Rede ist, das einzige Jahr 1341 heraus und meldet von diesem Jahre nichts anderes, als die sehr einfache und kurze Geschichte eines wilden Kindes mit den Worten:

„Jahrs 1341 ist ein wildes kindt von ohn gefehr 7 oder, wie etliche schreiben, 12 Jahren undern wölfen gefunden, von jägern gefangen und zum Landgrafen gebracht worden: hat zuweilen auff allen vieren gelauffen, auch übernatürliche sprüng thun können. Als man es auffm schloß zemen wollen, hat es die menschen flohen, sich under die bäncke geschloffen, und ist in kurtzem, weiln es die speise nicht vertragen können, gestorben."

An diese, durch ihre Kürze überraschende Nachricht, welche nicht einmal des Umstandes gedenkt, ob das betreffende Kind Laute habe äußern können, wahrscheinlich aber aus dem Grunde diesen Punkt übergeht, weil man den Mangel der Sprache als etwas ganz Natürliches empfand, das Vorhandensein derselben aber als etwas Ueberraschendes angemerkt haben würde, — an diese Nachricht ist die Beschreibung anzureihen, welche ein ungenannter Mönch von zwei wilden Knaben gibt, deren einer in Hessen, der andere in der Wetterau (beide im Jahre 1344) aufgegriffen worden ist. Die Nachricht ist in lateinischer Sprache abgefaßt [2]) und hat folgenden wesentlichen Inhalt:

---

[1]) Hessische Chronika, anfenglich beschrieben durch Wilhelm Dilich, itzo aber aufs new übersehen, corrigiret und verbessert. Cassel, 1608. II. Theil, S. 187.

[2]) In: Pistorii, Scriptores rerum a Germanis gestarum. Additiones ad Lambertum Schafnaburgensem, appositae ab Erphesfordensi Monacho

Der in hessischen Landen aufgefundene Knabe war, wie sich in der Folge herausstellte, und wie er selbst erzählte, im Alter von drei Jahren von Wölfen gefangen und in wunderbarer Weise aufgezogen worden. Von ihrer Beute boten ihm die Wölfe den besseren Theil zur Nahrung an, machten zur Winterszeit eine mit Blättern ausgelegte Grube und schützten in dieser den Knaben vor der grimmigen Kälte. Sie nöthigten ihn zum Gang und Lauf auf Händen und Füßen, bis er hierin durch Uebung ihre Schnelligkeit erworben hatte und die größten Sprünge ausführen konnte. Nach seiner Entdeckung wurde er durch angelegte Holzschienen aufgerichtet und dazu veranlaßt, sich auf menschliche Weise zu bewegen und einherzugehen. Der Knabe sprach sich öfter dahin aus, daß er weit lieber mit Wölfen als mit Menschen verkehre. Man hatte ihn, der Merkwürdigkeit und Betrachtung wegen, an den Hof des Fürsten von Hessen gebracht.

Ferner geschah es, daß in der Wetterau bei dem Gute Echtzel ein Knabe aufgefangen wurde, welcher 12 Jahre lang bei den Wölfen gelebt hatte, in einem großen Walde, welcher die Hart genannt zu werden pflegt. Edelleute, welche der Jagd wegen sich hier aufhielten, hatten ihn gefangen. Der Knabe lebte noch bis ungefähr in's achtzigste Jahr. Es geschah im Jahre 1744, zur Winterszeit nnd im Schnee, daß sie ihn ergriffen.

Die Chronik von Dilich nennt hiernach einen im Jahre 1341, der ungenannte Mönch zwei 1344 unter den Wölfen gefundene Knaben.

---

anonymo. Frf. 1619, fol. p. 264. oder: Editio tertia, Ratisbonae 1726, T. I. p. 439.: „1344. Quidam puer in partibus Hassiae est deprehensus. Hic, sicut postea cognitum est, et sicut ipse retulit, cum trium esset annorum, a lupis est captus et mirabiliter educatus. Nam quamcumque praedam lupi pro cibo rapuerant, semper meliorem partem sumentes et arbori circumjacientes ipsi ad vorandum tribuebant, tempore vero hyemis et frigoris foveam facientes, folia arborum et alias herbas imponentes puerum superponebant, et se circumponentes sic eum a frigore defendebant; ipsum etiam manibus et perdibus repere cogebant, et secum currere, tamdiu quoad ex usu eorum velocitatem imitabatur, et saltus maximos faciebat. Hic deprehensus lignis circumligatus erectus ire ad humanam similitudinem cogebatur. Idem vero puer saepius dicebat se multo carius cum lupis, si in se esset, quam cum hominibus diligere conversari. Hic puer in curiam Henrici principis Hassiae pro spectaculo est allatus. Hoc etiam contigit in Wederavia, in una villa quae dicitur Echtzel, quod puer XII annos cum lupis erat in magna sylva quae dicitur vulgariter die Hardt, qui puer postea in venatione captus fuerat a nobilibus ibidem morantibus, et vixit forte ad LXXX annos. Contigit hoc MCCCXLIIII, in hyeme, in nive, quando eripuerant eum.“

Daß sowohl 1341 als auch 1344 in Hessen ein solcher Fall vorgekommen sei, ist nicht anzunehmen, da beide Chroniken ja nur eines Falles aus Hessen gedenken. Es scheint somit, daß der hessische Knabe des Dilich und derjenige des ungenannten Mönches eine und dieselbe Person darstellen. Der Dilichsche Knabe starb jedoch frühzeitig und ungezähmt und war daher schwerlich in der Lage, Erzählungen zu machen, wie der Knabe des Mönchs sie von seinen wunderbaren Erlebnissen unter den Wölfen gemacht hat. Wohl aber hätte der Wetterauer Knabe späterhin, da er lange lebte, seine Erinnerungen in der genannten Weise erzählt haben können.

Ob man überhaupt annehmen darf, ein Knabe werde von Wölfen, die ihn in früher Jugend in ihre Gewalt bekommen und davongetragen haben, geschont und gepflegt werden, ist eine andere, mit Sicherheit auch jetzt noch schwer zu beantwortende Frage. Von säugenden Wölfen weiß man nämlich neben zahlreichen Beispielen anderer Thiere, daß sie Säuglinge ganz fremder Thierarten angenommen und gleich den eigenen Jungen ernährt haben. Dies giebt uns einige Berechtigung, den menschlichen Säugling davon nicht ausgenommen zu betrachten. Die in der Erzählung angegebenen näheren Umstände freilich erscheinen märchenhaft ausgeschmückt und verdienen keine Glaubwürdigkeit. Es entsteht vielmehr der Verdacht, der Mönch habe hier die Gelegenheit ergriffen, um mit der menschlichen Hartherzigkeit ins Gericht zu gehen und sie durch einen Hinweis auf die Wölfe zu erweichen.

Möglich, daß selbst die Wölfe eine Zuthat des bei auffälligen Dingen niemals rastenden Gerüchtes und seiner Vergrößerungen sind. In diesem Falle würde sich das ganze Begebniß auf einen verwilderten Knaben beziehen, der im Walde von Jägern entdeckt und an den Hof gebracht wurde. Im demselben großen Walde mochte es an Wölfen nicht ganz gefehlt haben.

Wie hier Wölfe, so werden wir alsbald säugende Bärinnen als Beschützer von menschlichen Kindern antreffen.

J. J. Rousseau war seinem ganzen System entsprechend nicht abgeneigt, dem obigen Fall Glauben beizumessen, indem er (Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes 1754) sagt: „Il y a divers exemples d'hommes quadrupèdes et je pourrai citer entre autres celui de cet enfant qui fut trouvé en 1344 auprès de Hesse, où il avait nourri par des loups, et qui disait depuis à la cour du prince Henri, que, s'il n'eût tenu qu'à lui, il eût mieux aimé retourner avec eux que de vivre parmi les hommes. Il avait tellement pris l'habitude de marcher comme ces animaux,

qu'il fallut lui attacher des pièces de bois qui le forçaient à se tenir debout et en équilibre sur ses deux pieds."

D. Schreber (Die Säugethiere, 1826, Bd. I, S. 32) dagegen behandelt den ganzen Fall kurzweg als offenbares Märchen.

Uns scheint es dagegen zu weit gegangen, das Kind zugleich mit dem Bade auszuschütten; es giebt noch einen Mittelweg, der den Kern der Thatsache bestehen läßt, während er das gleichzeitige Beiwerk auf sich beruhen läßt oder beseitigt.

3. Der Bamberger Knabe.
(Juvenis bovinus Bambergensis.)

Dem Juvenis bovinus Bambergensis schreibt Camerarius [1]) keine eigentliche Wildheit zu, sondern sagt blos, daß derselbe, den er zu Ende des 16. Jahrhunderts öfter am Hofe des Fürsten von Bamberg gesehen, seiner eigenen Aussage nach auf den benachbarten Bergen unter dem Vieh aufgewachsen sei. Daher rührte auch seine staunenswerthe Gelenkigkeit und Behendigkeit im Springen und Laufen, insonderheit auf allen vieren. Er biß sich in vierfüßiger Stellung mit den größten Hunden herum und wußte sie dergestalt anzugreifen, daß sie die Flucht nehmen mußten, wobei er ihren Lauf vollkommen nachmachte. Unter den Menschen nahm er allmählich ein geordnetes Betragen an und trat nach der Hand selbst in den Stand der heiligen Ehe.

Ueber denselben Fall äußert sich Schreber [2]): „Man findet nicht, daß ihm einige Wildheit zugeschrieben wird; auch läßt sich diese aus seiner Erziehung unter dem Vieh keineswegs schließen; denn in dem Stifte Bamberg hat es damals so wenig als jetzt wildes Rindvieh gegeben. Folglich gehört er in keiner Absicht hierher." Hiezu bemerkt Tafel [3]): „Allein was das Vieh (pecora) betrifft, so ist darunter nicht nothwendig Rindvieh zu verstehen; nach Linné gehören unter die Pecora: camelus, moschus, cervus, capra, ovis, bos; und selbst Rindvieh konnte sich in die montana loca verirrt haben und dort verwildert sein."

Kann es denn aber hier darauf ankommen, was Linné in seinem Systema naturae unter Pecora zusammenfaßt? Es wird sich vielmehr

---

[1]) Horae subcisivae I. p. 343. „In aula principis Pabepergensis, salpius cum admiratione vidimus quendam hominem inter pecora in vicinis montanis locis, ut ajebat ipse, educatum tanta agilitate et pernicitate corporis, ut stuporem magnum intuentibus injiceret."

[2]) Schreber, die Säugethiere I, S. 33.

[3]) Tafel, Fundamentalphilosophie, Bd. I, S. 49.

darum handeln, was Camerarius in der Wiedergabe der Erzählung mit Pecora bezeichnen wollte. Der Sprachgebrauch versteht unter Pecora überhaupt Vieh, durch hinzugefügte Adjectiva die Art desselben feststellend.

4. Der Lüttiger Hans.
(Johannes Leodicensis Boerhavii.)

Derselbe kam erst im Alter von 5 Jahren in die Wälder, lebte dort wild 16 Jahre lang, indem er sich von Kräutern, Wurzeln und Waldfrüchten nährte. Als er in die menschliche Gesellschaft zurückgeführt worden war, begegnete ihm, was so häufig geschah und ganz natürlich ist, er wollte wieder in die Wälder zurückkehren. Sein Geruch zeichnete sich durch außerordentliche Feinheit aus. Selbst auf weite Entfernung hin erkannte er seine Wärterin durch den Geruchsinn. Diese Feinheit des Geruchsinns verlor sich aber nach und nach, als er sich an unsere gewöhnlichen Nahrungsmittel gewöhnte.

Blumenbach[1]) sagt von ihm, er sei nach Digby's Bericht (in s. Two treatises, in the one of which the nature of bodies, in the other the nature of mans soul is looked into. Paris 1644. fol. p. 247) ein Lüttiger Bauernjunge gewesen, der aus Angst, da die Soldaten sein Dorf geplündert, sich in den Ardennerwald verlaufen, Jahre lang da gehauset, und von Wurzeln, Holzbirnen und Eicheln gelebt habe.

Virey[2]) meldet von ihm ausführlicher das Folgende: „Boerhave avoit la coutume de citer dans ses leçons de médecine, l'histoire d'un jeune homme que ses parents avoient laisser égarer, à l'âge de cinq ans, dans les forêts, en temps de guerre, et qui avoit réçu sauvage pendant seize années. Il se nourrissoit d'herbes agrestes, de fruits et de racines champêtres, qu'il savoit très-bien découvrir par l'odorat, et dont il distinguoit les qualités avec une finesse étonnante. Lorsqu'on le ramena dans la société, il voulait retourner dans les champs et les bois. On le nomma Jean de Liège. Il distinguoit de très-loin, par l'odorat, la femme qui lui servoit de garde, d'entre toutes les autres femmes, comme le chien devine son maître au milieu d'une multitude d'hommes. Cette finesse de l'odorat se perdit peu à peu lorsqu'on l'habitua aux alimens dont nous faisons ordinairement usage.“

---

[1]) Joh. Frd. Blumenbach, Beiträge zur Naturgeschichte, II, S. 39.

[2]) Virey im Nouveau dictionnaire d'hist. naturelle. Nouv. Edition, Tome 15. Paris 1817, p. 264.

5. Der irische Jüngling.
(Juvenis ovinus Hibernus).

In ihm haben wir den ersten bedeutenden Fall vor uns, welchen die Literatur auf uns gebracht hat. Er ist von dem ausgezeichneten Arzte Dr. Nikolaus Tulp, Bürgermeister und Curator des Gymnasiums zu Amsterdam nach eigener Beobachtung beschrieben worden. Auffälliger Weise gedenkt Blumenbach in seiner Aufzählung hierhergehöriger Fälle des irischen Jünglings nur ganz beiläufig, während alle jene Fälle, welche aus irgend einem Grunde Einwendungen zulassen, bei ihm genauere Erwähnung finden, allerdings, um sie zweifelhaft, verdächtig und werthlos zu machen. Man kommt darum unwillkürlich auf die Muthmaßung, Blumenbach habe diesen Fall nur deßhalb in Wirklichkeit übergangen, weil er an ihm keine begründeten Einwendungen zu machen hatte. Daß er ihn kurzweg nach Tulps Erzählung „wohl ein blödsinniges, stummes und auch im äußeren mißgestaltetes Geschöpf" nennt, ist zu seltsam, als daß es einer Widerlegung bedarf. Wir werden uns später noch mit der eigenthümlichen Stellung zu befassen haben, welche Blumenbach, obwohl Naturforscher, zu dem Homo sapiens ferus des Linné einnahm. Zunächst ist unsere Aufgabe, den Fall selbst in das Auge zu fassen, der Alles enthält, worauf es ankommt, den Mangel der eigentlichen menschlichen Vernunft und der Sprache auf der einen, die Vervollkommnungsfähigkeit auf der andern Seite.

Tulp [1]) gibt von ihm folgende, in der Uebersetzung hier etwas ab-

---

[1]) Nicol. Tulpii Amstelredamensis Observationes medicae. Ed. nova, libro quarto auctior. Amst. 1672, Lib. V, Cap. 10, p. 296—298: „Allatus Amstelredamum, omniumque oculis expositus fuit Adolescens sedecim annorum, qui in Hibernia, a parentibus forte devius, inter oves sylvestres, ab incunabulis altus, induerat quasi naturam ovillam. Corpore pernici, perpete pede, vultu truci, carne dura, cute exusta, artubus strictis, fronte ut obtusa, ac depressa, sic occipitio convexo, ac tuberoso, rudis, temerarius, imperterritus, et exors omnis humanitatis. Caetera sanus, et optime valens. destitutus voce humana, balabat instar ovis, et aversatus cibum, potumque nobis usitatum, manducabat solum gramen, ac foenum, et quidem eo delectu, quo curiosissimae oves. obvolvendo identidem unumquodque et aestimando singula minutatim, seligebat, gustabatque tandem modo haec, modo illa, prout naribus ac palato judicarentur gratiora, ac magis convenientia. Vixerat autem in montibus asperis, ac locis feris: ipsus non minus ferox, ac indomitus, delectatus speluncis, aviis, ac inaccessis salebris. Assuetus jam sub dio vivere, Hiememque, atque Aestatem juxta pati, effugiens longissime venatorum insidias, in quorum tamen casses tandem incidit,

gekürzte Schilderung. „Es wurde ein Jüngling von 16 Jahren nach Amsterdam gebracht, welcher in Irland seinen Eltern entwichen war, von frühester Jugend an unter wilden Schafen gelebt und deren Natur gleichsam angenommen hatte. Er war von gelenkigem Körper, in ununterbrochener Bewegung, von trotziger Miene, festem Fleisch, trockener, sonnverbrannter Haut, strammen Gliedmaßen, zurückweichender, niedriger Stirn, gewölbtem, höckerigem Hinterhaupt, roh, planlos, unerschrocken, jeder Menschlichkeit bar. Im Uebrigen war er von gesunder Körperbeschaffenheit und erfreute sich des besten Wohlseins. Er hatte keine menschliche Stimme, sondern blöckte wie ein Schaf, verweigerte unsere gewöhnlichen Speisen und Getränke, verzehrte dagegen nur Gras und Heu wie die Schafe. Alles mehrmals hin und herwendend und stückweise untersuchend wählte und kostete er endlich bald dies, bald jenes, je nachdem die Nase oder der Gaumen es angenehmer fand. Er hatte in rauhen Bergen und wilden Orten gelebt; er selbst war nicht weniger wild und ungebändigt, ein Freund von Höhlen, wegelosen Gegenden, unzugänglichen Orten. Er war gewohnt, unter freiem Himmel zu leben, ertrug Winter und Sommer und entging sehr lange den Nachstellungen der Jäger, bis er endlich in ihre Netze gerieth. Er hatte mehr das Ansehen eines Thieres als eines Menschen. Den Waldgeist hatte er, nur ungern unter Menschen verweilend, erst nach langer Zeit ausgezogen. Seine Kehle war weit und breit, die Zunge an dem Gaumen gleichsam angefügt. Die Gegend der Herzgrube war in Folge des vorwärts geneigten Ganges nach oben gerückt."

6., 7. u. 8. Die Lithauischen Knaben.
(Juvenes ursini Lithuani).

Erster Fall.

Nach den Angaben von Tylkowski (P. S. J.) [1], eines Augenzeugen, ward um das Jahr 1657 in den Wäldern von Lithauen ein Knabe

---

quantumvis cursum dirigeret, per saxa inaequalia, ac praecipitia praerupta, seque intrepide conjiceret in spinosa virgulta, atque acutos murices. Quibus intricatus redactus fuit in venatoris potestatem. Prae se ferens magis ferae, quam hominis speciem. Quod sylvestre ingenium, etiamnum coërcitus, atque inter homines degens non nisi invitus, ac longo post tempore exuit. Guttur erat ipsi amplum, ac latum, lingua palato quasi adnexa. praecordia, ob pronum incessum sursum retracta.

[1]) Historia naturalis curiosa Regni Poloniae, Magni Ducatus Lituaniae...: ex Scriptoribus probatis, servata primigenia eorum phrasi in locis

unter Bären gefunden und mit ihnen gefangen. „Er hatte völlig thierische Anlagen, Sitten und Begehrungsvermögen. Nach Warschau gebracht, erhielt er in der Taufe den Namen Joseph. Mit vieler Mühe wurde er aufrecht gehen gelehrt, er bewegt sich jedoch mehr nach Bärenart, als daß er einherschreitet. Die Haut ist trocken, die Kräfte stark, die Stimme fehlt oder ist vielmehr das Gemurmel eines Bären, seine ganze Beschäftigung besteht darin, sich zusammen zu rollen, nach Bärenart einen Winkel aufzusuchen und in diesem sich murmelnd umherzutreiben. Das Zeichen des heiligen Kreuzes zu machen konnte er nicht gelehrt werden, er streckte mir jedoch die Hand entgegen, daß ich es auf seiner Brust bilden sollte. Das Gesicht hat nichts thierisches und würde nicht häßlich sein, wenn es nicht durch viele Narben entstellt wäre, von welchen auch die Brust bedeckt ist und die er, sei es von den

---

plurimis, ex MSS. variis, Testibus oculatis, relationibus fide dignis, experimentis, desumpta opera P. Gabrielis Rzaczynski Soc. Jesu, Sandomiriae ... 1721, p. 354, s. Monstris apponi potest puer inter ursos repertus in Lituania, quem objectum aspectui habuit Tylkowski S. J. et in Physicae Curiosae Parte 8. ita descripsit. Sive casu aliquo a parentibus desertus, sive alio modo in nidum ursorum delatus puer, ac circa 1657 captis ursis, et ipse captus, sed qui indolem ferinam, mores et appetitum penitus induerat. Delatus Varsaviam, in baptismate impositum nomen Josephi accepit. Ambulure multo labore edoctus est erectus, verum magis jactitat se ursi more, quam progreditur. Complexio sicca, roboris satis, vox nulla nisi murmur ursinum, occupatio tota convolvi, et more ursi intrare angulum, in eoque se immurmurando agitare. Signum S. Crucis ut formet suo ingenio, instrui non potest, porrexit mihi tamen manum, ut formarem in ejus pectore. Facies nihil habet belluinum neque deformis esset, nisi crebris et grandibus cicatricibus maneret vitiata, quibus et pectus plenum, quas ille sive ursis in nido colludendo, sive deinceps a canibus contraxit. Appetitus movet ad gramen, ad ea, quae ab oleribus abjiciuntur, ad carnes crudas, et forte si liceret ad sylvas. Capillus in capite albus, densissimus, et qualis solet esse in Moschovia, et in nonnullis partibus Lituaniae, ursis. Digiti manuum oblongi, frons mediocris, vox mere ursina, ad vestem adactus verberibus. Annum videtur nunc agere duodecimum, dum haec Varsaviae scribimus. Meminit huius pueri Kircherus in China Illustrata, Gobat S. J. in Experientiis Theologico-Sacramentalibus, Chwalkowski in Singularibus Poloniae in quibus addit: inventum esse in Grodnensibus sylvis simul cum altero, qui cum in feras fieret insultus, fugiendo ad loca paludosa, evasit manus venatorum, hic vero novennis circiter insequentibus cessit in praedam, Joanni Casimiro Regi oblatus Varsaviae. Eundem semiferum hominem describens Redwiz alcaico carmine, narrat ob Oskierka milite Sapiehano captum, ab ursis odore cognitum, apum favis delectatum, inservientem culinae, ferentem ligna et aquam, nutibus victum requirentem."

Bären, sei es später von Hunden davontrug. Der Appetit zieht ihn zum Gras, zu Krautabfällen, rohem Fleisch, und er sehnt sich nach den Wäldern. Das Kopfhaar ist weiß, sehr dicht, wie es in Rußland und einigen Theilen Lithauens bei den Bären zu sein pflegt. Die Finger sind länglich, die Stirn mittelmäßig, die Stimme rein bärenartig; durch Schläge wurde er zum Ankleiden gebracht. Er scheint, während wir dies zu Warschau schreiben, im zwölften Lebensjahr zu stehen. Dieses Knaben gedenkt Kircher in seiner China illustrata, Gobat S. J. in den Experientiis Theologico-Sacramentalibus, Chwalkowski in den Singularibiis Poloniae, worin er hinzufügt, der Knabe sei in den Grodnow'schen Wäldern gleichzeitig mit einem anderen aufgefunden worden, welcher letztere den Händen der Jäger durch die Flucht entging, während der erstere ihnen zur Beute fiel und an den Hof des Königs Johann Casimir nach Warschau gebracht wurde."

Sehen wir uns nach dem vorher genannten Berichte von Athanasius Kircher um, so lautet derselbe: [1]) „Wenn jedoch Jemand hartnäckig an der Meinung von Waldmenschen festhalten wolle, so möge dieser wissen, daß hie und da der Fall vorkommt, daß Knaben, die im Walde ausgesetzt und daselbst zurückgelassen wurden, mit Zulassung der göttlichen Vorsehung entweder von wilden Thieren oder auf andere Weise am Leben erhalten werden. Wie nämlich diese aus den weiten labyrinthischen Einöden nicht zu entkommen vermögen, so führen sie auch ein Leben nach Art der Thiere, eher in ein Haargewand gehüllt als gekleidet. Werden sie von Jägern gefangen, so gelten sie für Waldmenschen. Es sind jedoch wirkliche, wenn auch wilde Menschen, die von aller Kultur entblößt sind und ein mehr thierisches als mensch-

---

[1]) Ath. Kircheri soc. Jesu China monumentis .... illustrata. Amstel. 1667. p. 194. „Si quis vero pertinacius sylvestres homines dari velit, is sciat, casu subinde accidere, ut pueri sylvis expositi ibidemque derelicti nonnisi Divinae Providentiae commissi, vel a feris, vel alio quovis modo sustententur; uti vero hi ex vastis solitudinum labyrinthis se evolvere nequeunt, ita quoque ferino more vitam tolerant, piloso potius corporis amictu vestiti; si quandoque a venatoribus capiantur, pro sylvestribus hominibus reputantur; sunt enim veri homines, at feri, qui nempe omni cultu destituti, non tam humanam quam belluinam vitum degunt. Talem puerum octennem circiter anno 1663 in Lythuaniae sylvis inter ursos inventum scribunt, voce et habitu ursis, quibuscum semper vixerat, et ab iisdem educatus fuerat, simillimum, aliam praeterquam carnem crudam comedere nesciebat, donec magno tandem labore cibis solitis, et una loqui disceret. Huiusmodi exempla plurima tum in historiis exoticis, tum in vitis Eremitarum passim leguntur."

liches Leben führen. So wird ein im Jahre 1663 in den Lithauischen Wäldern unter den Bären gefundener Knabe beschrieben, der Stimme und Verhalten von Bären zeigte, mit denen er gelebt hatte und von denen er aufgezogen worden war. Er kannte keine andere Nahrung als rohes Fleisch, bis er nach vieler Mühe unsere Speisen essen und zugleich reden lernte."

Nach L. Moréri's, Redwits entlehnter Darstellung [1]) geschah die Entdeckung im J. 1661. „Jäger, die in den Lithauischen Wäldern ihre Beute verfolgten, sahen einen Trupp Bären. Unter ihnen bemerkten sie zwei kleine Wesen, welche menschliche Gestalt hatten. Sie verfolgten sie mit solchem Eifer, daß sie eins auffingen, ungeachtet seines Widerstandes und Geschreies, seines Zähnefletschens und seiner Vertheidigung mit den Nägeln, gleich der eines jungen ungezähmten Bären. Man fesselte ihn und brachte ihn nach Warschau vor den König und die Königin von Polen. Der ganze Adel und die ganze Stadt lief herbei, um das Kind zu sehen, welches damals etwa neun Jahre alt zu sein schien. Seine Haut war extrem weiß, ebenso seine Haare. Seine Glieder waren gut proportionirt und vollkräftig. Sein Gesicht war hübsch, seine Augen blau, alle seine Sinne aber so verthiert, er des Verstandes und der Vernunft so entblößt, daß er von einem Menschen nichts zu haben schien als den Körper. Er hatte nicht einmal den Gebrauch der Sprache, und alle seine Neigungen waren thierischer Art. Man erkannte ihn indessen als Menschen an, und in dieser Eigenschaft wurde er durch den Bischof von Posen getauft und Joseph genannt. Die Königin von Polen wollte seine Pathin sein, der Gesandte von Frankreich wurde sein Pathe. Man hatte keine geringe Mühe, die wilde Natur dieses Kindes zu mäßigen und zu zähmen, sowie auch ihm einige Begriffe von Religion beizubringen; denn er lernte niemals sprechen, obwohl er eine fehlerlose Zunge hatte. Man bemerkte indessen doch, daß die Zeit des Unterrichtes keine gänzlich verlorene war; denn wenn man ihm den Namen Gott nannte, so erhob er Hände und Augen zum Himmel. Der König gab ihn einem polnischen Edelmann, der ihn in sein Haus aufnahm, damit er mit den übrigen Bedienten Dienste leiste. Allein er konnte nie die Wildheit seines Naturels aufgeben, die er unter den Thieren erworben hatte. Gleichwohl nahm er die Gewohnheit an, auf zwei Füßen zu gehen, und er ging hin, wohin man ihn rief. Rohes und gekochtes Fleisch waren ihm gleich willkommen. Kleider konnte er

[1]) Louis Moréri, Le Grand Dictionnaire historique. Tome VI, Basle 1732, p. 994. Ursin.

am Körper nicht leiden, ebensowenig Schuhe; niemals bedeckte er den Kopf. Von Zeit zu Zeit floh er in die Wälder, wo er sich damit vergnügte, mit den Nägeln Baumrinden abzureißen und ihren Saft zu saugen. Man bemerkte eines Tags einen Bären, der zwei Menschen getödtet hatte, in seine Nähe kommen, ohne daß er ihm ein Leid zufügte. Im Gegentheil, er liebkoste ihn, beleckte seinen Körper und sein Gesicht. Dies berichtet Johann Redwits von ihm in einem Alkäischen Gedicht."

In Uebereinstimmung mit Moréri erzählt Prof. Müller [1]) von diesem Knaben als einem vollkommen überzeugenden Beispiel, daß der gänzlich der Natur überlassene, von Jugend auf sich in Wildnissen aufhaltende Mensch keine Sprache lerne, wild werde und auch äußerlich ein thierisches Aussehen bekomme.

Obwohl weder in der Jahreszahl der Auffindung, noch in Hinsicht der späteren Erlernung der Sprache völlige Uebereinstimmung zwischen den einzelnen Nachrichten herrscht, so wird es dennoch weit näher liegen anzunehmen, daß die erwähnten Berichte sämmtlich einen und denselben Fall vor Augen haben, als daß zwei ähnliche Fälle sich unter den Berichten verbergen.

Nach Kircher lernte der Knabe sprechen, nach Redwits-Moréri dagegen nicht. Bleibt es nun auch ungewiß, ob er sprechen lernte oder nicht, wichtig ist in dieser Hinsicht die Angabe von Redwits-Moréri, daß er bei der Nennung des Namens Gottes die Hände und Augen zum Himmel erhob. Es fehlte ihm also nicht die Fähigkeit, den zugehörigen Begriff zu bilden, auch wenn er ihn nicht in ein Wort kleiden konnte. Ferner hebt R.-M. hervor, daß er an diejenigen Orte ging, wohin man ihn rief.

Blumenbach freilich wendet sich gegen den Juvenis ursinus Lithuanus mit folgenden Worten: „Auch von dem iuuenis vrsinus Lithuanus ist wenigstens gar manches zu rabattiren; wie z. B. daß der Referent, der schwärmerische Connor in seiner Medicina mystica s. de miraculis versichert, das sei in Polen nichts ungewöhnliches, daß eine säugende Bärin, wenn sie ein Kind finde, es zu Neste schleppe und mit ihrer eigenen Brut auferziehe, wovon zwar freilich der alte Joh. Dan. Geyer in seiner Monographie von den Lithauischen Bärenmenschen mehrere Beispiele anführt, namentlich einen 8- bis 9jährigen dergleichen

[1]) Linné's vollständiges Natursystem, nach der 12. lat. Ausgabe u. s. w. mit einer ausführlichen Erklärung ausgefertigt von Phil. L. St. Müller, Prof. zu Erlangen. Th. I, Nürnberg 1775.

Bären-Polacken, den König Johannes III. bekommen, ihn taufen lassen und zum Querpfeifer bei der Miliz gemacht, ohngeachtet er lieber auf vier als auf zwei Füßen einhergegangen."

Niemand aber wird in diesen Worten eine Widerlegung des eigentlichen Sachverhaltes zu erblicken im Stande sein.

Zweiter und dritter Fall.

Augenzeuge des einen ist der nachmalige holländische Gesandte zu London, J. P. van den Brande de Kleverskerk; Augenzeuge des andern Dr. Bernhard Connor. Jahre der Auffindung 1669 und 1694; Beschreibung von Ersterem und von Dr. Connor [1]) in London, vormals Leibarzt des Königs Johannes des III. in Polen. Connor sagt von dem im Jahre 1694 während seines eigenen Aufenthaltes am Hofe des Königs Johann Sobieski vorgekommenen Falle: „Kein Theil der Herrschaften des Königs von Polen hat mehr Wälder und Wüsteneien als Lithauen. Unter anderen ist ein Wald daselbst, der 100 Meilen Länge hat, worin ein Volk wohnt, das sehr wild und unwissend ist; wiewohl die Lithauischen Edelleute mehrentheils viel höflicher, geschickter, gewandter und angenehmer in Gesellschaft sind, als die Polen. Man hat mir am Hofe öfter versichert, wie es denn auch im ganzen Königreich für gewiß geglaubt wird, daß von den Bären, deren es in den Lithauischen Wäldern sehr viele giebt, öfter kleine Kinder gesäugt und aufgezogen werden. Ein solches Kind hatte man zu meiner Zeit in einem Kloster, wie ich in meinem lateinischen Tractat De Suspensione legum naturae gedacht habe. Dieser Knabe war ungefähr 10 Jahre alt (was man nur aus seiner Statur und Gesicht muthmaßen konnte), hatte eine gräßliche Gestalt und konnte sich weder seiner Vernunft bedienen, noch reden. Er ging auf allen Vieren und hatte nichts an sich, was einem Menschen glich, ausgenommen die menschliche Structur seines Leibes. Weil er aber einer vernünftigen Creatur ähnlich zu sein schien, wurde er getauft. Jedoch war er stets unruhig und ungeberdig und wollte oft davon laufen. Endlich lehrte man ihn aufrecht stehen, indem man seinen Leib in die Höhe richtete und an eine Wand anlehnte, wie man es mit den Hunden zu machen pflegt, wenn man sie aufwarten lehrt. Nachdem man ihn nun so nach und nach gewöhnt hatte, mit an einem Tische zu essen, wurde er nach einiger Zeit ein wenig zahm und fing an, seinen Sinn mit einer rauhen und fast unmenschlichen Stimme und Rede auszudrücken. Wenn man ihn aber über sein Waldleben befragte, konnte er

---

[1]) Connor, History of Poland, London 1698. 8. T. I, p. 342. Aus dem Englischen; Leipzig, bei Thomas Fritsch, 1700, S. 388—396.

ebensowenig davon sagen, als wir von unserem Thun in der Wiege erzählen können. Dies versicherte mich der König selbst nebst verschiedenen Reichsräthen und anderen hohen Personen des Reichs. Ja, es ist der allgemeine und unbezweifelte Bericht im ganzen Königreich. Ferner sagen sie auch, daß, wenn ein hungriger Bär männlichen Geschlechts ein Kind finde, das man aus Sorglosigkeit irgend wo hat liegen lassen, er solches sofort zerreiße; finde aber eine säugende Bärin dasselbe, so werde sie es sofort in ihre Höhle tragen und nebst ihren Jungen säugen und erziehen, welches dann oft nach einiger Zeit von den Jägern gefangen und aus ihren Klauen errettet werde, wie A. c. 1669 geschehen ist laut des Briefes, den ich hierüber von Sr. Excellenz dem Herrn van Kleverskerk, Ihrer Hochmögenden der Staaten von Holland jetzigem Gesandten dahier, erhalten, und hier einzudrücken nicht für undienlich gehalten habe.

An Herrn Connor.

Mein Herr!

Ihrem Begehren genug zu thun, schreibe ich hiermit einen kurzen Bericht von einem Knaben nieder, den ich A. c. 1669 zu Warschau sah, welcher von den Bären aufgezogen worden war. Als ich in ebengedachte Stadt gekommen war, in der Absicht, der nach Johann Casimirs freiwilliger Abdankung angestellten Königswahl beizuwohnen, erkundigte ich mich unter Anderem, was in oder um diesen Ort sehenswürdig wäre. Hierauf wurde mir unter andern Dingen berichtet, daß in der Vorstadt, die nach König Casimirs Palast zu geht, in einem Nonnenkloster ein Knabe anzutreffen wäre, welcher unter Bären auferzogen und vor einiger Zeit auf einer Bärenjagd gefangen worden wäre. Als ich dies vernommen, verfügte ich mich sofort an bemeldten Ort, wo ich den Knaben unter dem Vordach vor dem Thore des Nonnenklosters spielen sah. Er mochte ungefähr 12 oder 13 Jahre alt sein. Sobald ich etwas nahe zu ihm hin kam, sprang er auf mich zu, gleich als ob er sich über meine Kleidung verwundert und Gefallen daran gehabt hätte. Zuerst faßte er mit großem Eifer einen von meinen silbernen Knöpfen in seine Hände, hielt ihn an die Nase und roch daran. Hierauf sprang er plötzlich in einen Winkel und fing ein seltsames Geschrei an, das einem Bärengeheul nicht unähnlich war. Ich ging ins Haus hinein und traf darin eine Magd an, die mir ausführlich erzählte, wie dieser wilde Knabe wäre gefangen worden. Weil ich aber das Buch nicht bei mir hatte, in das ich meine Reisebemerkungen zu schreiben pflegte, kann ich hiervon keine Nachricht geben. Gedachte Magd rief den wilden Jungen zu sich herein und zeigte ihm ein großes Stück Brod.

Sobald er dies sah, sprang er auf eine Bank, welche an der Wand in dem Hause stand, worauf er auf allen Vieren ging. Hierauf richtete er sich mit einer großen Bewegung in die Höhe und nahm das Brod in seine beiden Hände, hielt es an die Nase, sprang sodann wieder von der Bank herab an die Erde und fing an, eine ebenso gräßliche Stimme von sich zu geben wie zuvor. Man sagte mir dabei, daß er noch gar nicht reden könne, jedoch, wie man hoffe, solches bald lernen würde, weil er ein gutes Gehör hätte. Er hatte einige Narben in seinem Gesicht, die man für Schrammen hielt, die ihm von den Bären gekratzt worden.

Dies ist Alles, dessen ich mich von dem, was ich schon vor so langer Zeit gesehen, noch erinnern kann. An der Wahrheit dieser Geschichte hat Niemand Ursache zu zweifeln, weil man unterschiedliche gleiche Beispiele in der Geschichte findet. Ja, daß dergleichen in Polen und Lithauen gar leicht geschehen könne, wird auch durch Folgendes, was ich hier noch beifügen will, glaubwürdig gemacht. Es ist bekannt, daß die Tataren oftmals in dieses Königreich einfallen. Dies thun sie mit einer so ungemeinen Geschwindigkeit, daß sie in sehr kurzer Zeit einen großen Theil des Landes überschwemmen, weil ihre Pferde einen ganzen Tag unaufhörlich laufen können, ohne das Geringste zu fressen. Wenn sie nun an den Ort, wo sie hin wollen, gekommen sind, so stellen sie sich sofort in einen sehr großen Kreis auf und fangen dann Alles, was sie in ihre Klauen bekommen, wie mit einem Netz, und führen es in die Sclaverei. Wenn nun auf solche Weise Manns- oder Weibspersonen in dergleichen Gefahr gerathen und derselben wieder entfliehen wollen, haben sie öfter nicht Zeit, an ihre Kinder zu denken. Daher ist sehr wahrscheinlich, daß auch bemeldeter Knabe bei einem solchen Zufalle von den Seinigen verlassen und sonach von den Bären gefunden und erzogen worden ist, weil es deren sowohl in Polen als in Lithauen sehr viele giebt. Es thut mir leid, daß ich Ihnen keinen ausführlicheren Bericht hiervon geben kann; doch wird, wie ich hoffe, dieses genugsam dienen können zu einigem Zeugniß meines guten Willens und zur Versicherung dessen, daß ich bin und immer sein werde, mein Herr, Ihr ergebener

J. P. van den Brande de Kleverskerk.

Daß wir es in der That mit drei besonderen Fällen zu thun haben, deren erster 1657—1663, der zweite 1669, der dritte 1694 vorkam, wird um so sicherer, je genauer wir die Einzelheiten vergleichen.

9. Das Mädchen von Cranenburg.

(Puella trans-isalana.)

Ueber diesen Fall geben die Breslauer Sammlungen [1]) vom Januar 1718 folgenden Bericht aus Zwoll (Schwoll) in Ober-Yssel vom 15. Januar 1718.

„Vor einigen Tagen ist ein Mädchen hierher gebracht worden von 18 Jahren, welches man auf einem Berge bei Cranenburg erhascht hatte. Man konnte sie wohl mit Recht als ein wildes Mädchen ansehen: Die Bauern da herum hatten zwar schon einige Zeit von ihr gewußt, man hat sie aber nicht fangen können. Endlich haben sich derselben bei 1000 aufgemacht, Stricke und Netze ausgestellt und sie also überwältigt; sie war meist nackend, nur daß sie ihr selbst einen Gürtel oder Schürze von etwas Stroh gemacht. Ihre Haut war sehr rauh, ziemlich schwarz und hart. Sie hat sich bisher von Kräutern und Baumblättern, wie auch von Milch, welche die Bauern nach dem Berge gebracht, um sie zu haschen, erhalten. Sie redet zwar, aber stammelnd, und weiß kein Mensch, was es heißen soll. Man hat sie jetzt bei einer gewissen Frau einlogirt, die ihr das Zeugniß giebt, daß sie sehr ruhig und still sei."

Später wurde die ganze Sache aus dem Haag folgendermaßen erzählt:

„Man hat endlich von dem jungen Mädchen, welches in dem Walde von Cranenburg im August 1717 gefunden worden, folgende Nachricht erhalten: Dieses Kind ist den 5. Mai 1700 entführt worden, da es nur 16 Monat alt gewesen, daher in den Antwerpener Zeitungen vom 14. Mai selbigen Jahres eine Wahrschauung eingerückt und darin gebeten wurde, daß diejenigen, so es entdecken würden, solches bei sich behalten und dem Verleger der Zeitungen davon Nachricht geben möchten. Nach solcher Zeit nun hat man von diesem Kinde weiter nichts vernommen, als was die Holländer Zeitungen im Januar 1718 gemeldet; wie man nämlich in dem Walde von Cranenburg ein junges Mädchen gefunden, ungefähr 18 Jahr alt, ganz nackend und wild aussehend, nichts redend und sich nur von Gras und Blättern unterhaltend u. s. w., da dann die Mutter des verlorenen Kindes gefunden, daß das ange-

---

[1]) Sammlung von Natur- und Medicin-, wie auch hierzu gehörigen Kunst- und Literatur-Geschichten, so sich in Schlesien und andern Ländern begeben. Von einigen Breslauischen Medicis. Winter-Quartal 1718, S. 548 f. Hier erzählt nach Tafel, Fundamentalphilosophie, S. 70.

zeigte Alter mit dem Alter ihrer Tochter übereinkäme, und daß sein könnte, daß diejenigen, welche solches entführt, gestorben, ehe das Kind zum Alter und Vernunft gekommen: erkundigte sie sich deswegen zu Schwoll, wohin das Mädchen gebracht und durch dortigen Magistrat unterhalten worden; und weil selbige an gewissen Merkmalen erkannt, daß dies Mädchen das verlorene Kind sei, so ging die Mutter von Antwerpen zu Anfang dieses Monats, um ihre Tochter zu Schwoll zu suchen, dahin, mit der sie auch zu Amsterdam angekommen ist, und wird mit selbiger ungesäumt nach Antwerpen zurückkehren, überaus vergnügt, daß sie selbiges nach einer so langen Zeit wieder bekommen."

Die Breslauer Sammlung vom Oktober 1722 erzählt unter anderem hierüber noch folgendes:

(S. 440.) Diese Mutter ist von Antwerpen abgereist und nach kurzer Zeit zu Schwoll angekommen, wo sie sich an den Freund wandte, welcher das wilde Mädchen mit der Frau, so die Aufsicht über sie hatte, zu sich entbieten ließ. Die Mutter, indem sie ihr Kind sieht, ist in Ohnmacht gefallen, daß man sie hat laben müssen; nachdem sie sich nun wieder erholt, sagte sie, das ist mein Kind. Zur selbigen Zeit hat man in Acht genommen eine große Verwunderung bei dem wilden Mädchen, welches sogleich auf die Mutter mit freundlicher Miene zulief, da ihr sodann ein paar Tropfen Blut aus der Nase auf die Hand fielen; auch sah sie nicht mehr nach der Frau, welche ihr so lange Zeit die Kost gegeben u. s. w.

(S. 442.) Sie war sehr monströs anzusehen und hatte langes dickes Haar auf ihrem Haupt, als einen Wirrbund, woraus man schließen konnte, daß selbiges niemals gekämmt worden .... diese Tochter hatte eine harte, braune Haut; einige Zeit aber nach ihrer Gefangennehmung ist selbige abgefallen, und hat eine neue Haut bekommen; sie hatte rund um ihren Leib eine Schürze von geflochtenem Stroh. Nachdem man ihre Haare abgeschnitten, ist sie so verändert worden, daß als sie zu Amsterdam ankam, viele Personen, welche sie zur Zeit ihrer Gefangennehmung zu Schwoll gesehen hatten, sagten, daß sie es nicht wäre. Man hat sie niemals reden hören, und aus dem Fliehen vor den Menschen kann man verspüren, daß sie sehr jung gewesen sein muß, als sie weggenommen worden. Angehend die Frau, so selbige weggenommen hat, weiß man nicht, wo sie hingekommen ist. Es wäre zu wünschen, daß diese Tochter ihre Sprache bekäme, daß man also von ihr den ganzen Verlauf dieser wunderlichen Begebenheit wissen könnte. Bis jetzt kann man nicht wissen, ob sie wohl hört oder nicht. Sie hat keine Lust mehr in der Wildniß

zu wohnen, denn vor ihrer Abreise von Schwoll hatte die Mutter sie an den Ort, da sie gefangen worden, gebracht: man stellte sich, als ob man sie da lassen wollte; nachdem sie aber dieses gewahr geworden, wurde sie sehr betrübt, und als die Mutter ihr ein Zeichen gab, kam sie gleich zu ihr her. Beim Zurückkehren nach Holland .... hat man sie ungefähr 200 Schritt vorangehen lassen, und als man nun an einen Ort kam, wo zwei Wege waren, blieb sie stehen: einer Person aus der Gesellschaft aber, welche ihr von ferne den rechten Weg zeigte, folgte sie auf demselben, und ging so fort....

(S. 444.) Dies ist auch bemerkenswerth, daß diese wilde Tochter sehr freundlich und eines guten, lachenden Wesens ist, guter Art, und seit ihrer Ankunft zu Antwerpen so sehr verändert, daß wenn sie in Gesellschaft verschiedener Franenspersonen gestellt wird, man keinen anderen Unterschied finden kann, als daß sie sprachlos ist. Sie grüßt diejenigen, welche sie grüßen; man hat sie spinnen gelehrt, welches sie sehr wohl verrichtet. Man bemerkt auch daß sie anfängt, einige Miene zu machen, als wollte sie reden....

Ueber denselben Fall bemerkt Blumenbach (a. a. O. S. 37) spöttisch:

„Von der Puella transisalana heißt es (Breslauer Sammlungen XXII. Vers. S. 437), sie sei ohngefähr 18 Jahr alt gewesen, als sie im Winter 1717 in einem deshalb angeordneten Treibjagen von 1000 Kranenburger Bauern in Netzen eingefangen worden. Bis auf eine geflochtene Strohschürze sei sie ganz nakt und ihre Haut hart und schwarz gewesen, die aber einige Zeit nach ihrer Captur abgefallen und dafür eine hübsche neue zum Vorschein gekommen u. s. w. Uebrigens sei dieses wilde Frauenzimmer gar freundlich und eines guten lachenden Humors gewesen und als kleines Kind im Mai 1700 seinen Eltern gestohlen worden.“

Man muß zugestehen, daß der in den Breslauer Sammlungen enthaltene Bericht trotz seines Wortreichthums dennoch sehr dürftiger Natur ist und von einer Menge wichtiger Verhältnisse gänzlich schweigt, die leicht hätten zur Untersuchung gelangen können. Ist aber auch der bekannt gewordene Thatbestand nichts weniger als erschöpfend, so durfte doch der Fall in unserer Zusammenstellung nicht fehlen. Er ist deshalb nicht bedeutungslos, weil er die übrigen beleuchten hilft, wie er denn auch seinerseits durch die übrigen in verständlichere Beleuchtung gerückt wird. Es kommt hinzu, daß das weibliche Geschlecht unter den Fällen von Verwilderung auffallenderweise nur ausnahmsweise vertreten ist.

10. u. 11. Die Pyrenäischen Knaben.

Von ihnen ist uns weiter nichts bekannt, als daß 1719 zwei wilde Knaben auf den Pyrenäen gefunden wurden, die auf allen Vieren gingen und leicht wie die Gemsen von einem Felsen zum andern sprangen.

Von ihnen schrieb 1754 Rousseau: „L'on trouva 1719 deux autres sauvages dans les Pyrénées, qui couraient par les montaignes à la manière des quadrupèdes."

Virey erzählt von ihnen (Nouv. dictionnaire d'hist. nat. t. XV, Paris 1817 p. 264): „En 1719, on trouva sur les Pyrénées deux petits garçons sauvages, courant par les montagnes à quatre pieds, à la manière des quadrupèdes, et sautans légèrement d'un rocher à l'autre, comme des bouquetins. Ils furent rencontrés par des hommes chargés de marquer les bois destinées aux constructions navales; mais nous n'avons pas d'autres détails à ce sujet."

12. Der wilde Peter von Hameln.

(Juvenis Hannoveranus Linn.)

Dieser Fall gehört zu denjenigen, welche sich nicht allein durch die Menge von bezüglichen Nachrichten auszeichnen, sondern welche auch das Vorrecht erlangt haben, als musterhafte Erscheinungen zu gelten. Die Menge und Genauigkeit vorhandener Nachrichten, so wünschenswerth an sich, ist unter gewissen Umständen jedoch nicht ohne Gefahr. Sie kann leicht dazu verleiten, einen Fall für wichtiger zu betrachten, als ihm zukommt gegenüber einem anderen, der weniger zahlreiche Beobachter und kürzere Beschreibung fand. Sie kann selbst dazu verleiten, einen Fall für typisch zu betrachten und auszugeben, der es gar nicht ist. So wählte Blumenbach unter den ihm bekannt gewordenen Fällen gerade den nunmehr zu beschreibenden aus, schilderte ihn mit aller Ausführlichkeit und nahm ihn zum Ausgangspunkt für alle übrigen, die er nur ganz beiläufig behandelt und nach dem Maßstab des einen beurtheilt. Ein solches Vorgehen ist aber nichts weniger als gut, wenn es sich um genaue Prüfung handelt. Für uns ist der Juvenis Hannoveranus von Linné zunächst weiter nichts, als einer der Fälle, welche zu den Verwilderten gerechnet worden sind und wir haben ihn demgemäß zu untersuchen.

Ueber den im Jahre 1724 bei Hameln gefundenen wilden Knaben giebt zunächst eine theils aus den Akten des dortigen Gerichtes, theils aus den Beobachtungen der den Kranken beaufsichtigenden Personen

geschöpfte Schrift eines Ungenannten glaubwürdige Nachricht. Sie hat den Titel [1]):

„Zuverlässige und wahrhafte Nachricht von dem bei Hameln im Felde gefundenen wilden Knaben, was es mit selbigem eigentlich für eine Beschaffenheit habe, wie er sich nach seiner Arretirung aufgeführt und was für Muthmaßung sich hervorgethan, auch was sonst Merkwürdiges dabei vorgefallen, von einer glaubwürdigen Person aus Hameln selbst an einen Freund schriftlich abgefaßt, nunmehr aber wegen vieler unterlaufender Merkwürdigkeiten zum Druck befördert."

Hameln vom 18. Mart. 1726.

Hierzu kommt noch eine Reihe anderer, an späterer Stelle zu erwähnender Quellen.

In jener Schrift heißt es unter anderem:

„Anno 1724, den 4. Mai, findet ein Bürger, welcher aufs Feld gegangen, diesen Knaben, dem Ansehen nach, wie aus seiner Leibesgestalt zu schließen gewesen, etwa von 13 Jahren, im Felde ganz nackend, außer daß er am Halse etwas hangen gehabt, daraus man ersehen konnte, daß es ein Hemd gewesen. Der Bürger wird anfangs von dem ungewöhnlichen Anblick stutzig, ergreift aber dennoch denselben und fragt ihn: wer er sei und warum er in so ungewöhnlicher Stellung sich hier befinde? Wie nun der Knabe ihn also reden hört, antwortete er nichts, sondern fällt zur Erde, küßt dieselbe und macht allerlei abenteuerliche Mienen und Stellungen, so daß der Bürger, der solches Alles mit angesehen, selbigen für wahnwitzig hält, ihn auch wieder mit sich in die Stadt zurückführt, da dann bei solch seltsamem Aufzug der Zulauf des Pöbels dergestalt angewachsen, daß es der Obrigkeit angezeigt worden, da aber indessen eine Bürgersfrau selbigem ein Hemd und alte Beinkleider zugeworfen, womit er in das Armenhaus geführt worden, wo sich dann befunden, daß derselbe ein gutes Gehör, aber keine Sprache gehabt, sondern vielmehr wie ein wilder Mensch bezeiget, indem er immer laufen wollte, und mit größtem Widerwillen seine Veränderung ansah. Hierauf ist er in ein Zimmer gebracht worden, in dem die Fenster inwendig mit Nägeln wohl verwahrt und zugemacht gewesen; allein er hat ganz geschickt die Nägel einzubeugen und das Fenster zu öffnen gewußt und ist durch selbiges durch- und davongelaufen. Nachdem er also wieder in seine Freiheit gekommen, hat er nicht weniger toll und un-

---

[1]) Breslauer Sammlung: Supplementum IV curieuser und nutzbarer Anmerkungen von Natur- und Kunst- und Literaturgeschichten... von Joh. Kanold. Breslau 1729. S. 69—78.

sinnig sich aufgeführt und im Laufen sich wild bezeigt, dergestalt, daß die Knaben auf den Gassen ihre Kurzweile mit ihm gehabt und sich mit ihm gezeckt. Nachdem er nun fernerweit wieder in Sicherheit gebracht und mit mehrer Absicht inne gehalten worden, hat man folgenden Tages befunden, daß er sein Hemd und Hosen zerrissen und in seinem Koth sich dergestalt besudelt, daß jedermann einen Abscheu vor ihm gehabt, worauf ihm ein leinenes Kleid verfertigt und solches angelegt worden.

„Damit man nun wegen seiner wilden Lebensart desto sicherer sein könnte, hat man ihm einen Mann im Armenhause zugeordnet, der auf sein Thun und Vornehmen genaue Aufsicht haben und seiner wilden Eigenschaft widerstehen könnte. Dieser hat mir erzählt, daß er viel Furcht vor Schlägen von sich blicken lassen, indem, wenn er ihm mit der Ruthe gedräut, er sich viel bescheidener aufgeführt, wie er denn innerhalb drei Tagen viel bequemer geworden, so daß, wenn er ihm die Ruthe nur gezeigt, er sogleich sich gehorsam erwiesen. Dennoch ist nicht zu läugnen, daß die wilde Eigenschaft bei ihm dergestalt eingewurzelt, daß er immer sich auf's Laufen gestellt. Jedoch hat er beständig seinen Uebergebenen im Auge gehabt, selbigen auch sehr gefürchtet, so daß, wenn er auch schon im Laufen gewesen, er auf jenes Bedräuen sogleich zu laufen aufgehört. Im Uebrigen ist nicht zu vergessen, daß er im Laufen sehr schnell und flüchtig gewesen, daher es wohl mag gekommen sein, daß man hat vorgeben wollen, es habe dieser Knabe die Bäume wie eine Katze oder Eichhorn bestiegen, und von einem Baum auf den andern springen können, was aber keineswegs an dem ist.... Was das Unvermögen zum Reden bei diesem Knaben anlangt, so scheint solches wohl hauptsächlich daher zu kommen, daß seine Zunge nicht in gehöriger Form gebildet, sondern sehr dick und an beiden Seiten angewachsen ist. Nun hat zwar ein Regimentsfeldscherer selbige in Augenschein genommen, ist auch anfänglich willens gewesen, durch einen Schnitt selbige frei und los zu machen, welches aber unterblieben, ... da ... gedachter Feldscherer dem Aufseher des Knaben nur befohlen, daß er ihm öfter unten her streichen solle, welches zwar geschehen, darauf aber keine Besserung erfolgt.... Was das Essen des Jungen anlangt, so ist solches in Ansehung dessen außerordentlich, indem er anfangs kein Brot essen, sondern sich lieber mit vielerlei Gartengewächsen sättigen wollte, auch solche mit der größten Begierde verzehrte, wie er denn die Stängel der Bohnen durch den Mund streifte und den Saft derselben einsog, das Uebrige aber wieder wegwarf. Im Anfang hat es sehr schwer gehalten, ihn zu gewöhnlichen Speisen zu bringen, was ihm jedoch sein Aufseher in einigen Wochen gelehrt. Er hat hierauf dergestalt viel gegessen, daß er zwei Per-

sonen übertroffen.... Nachdem nun gemeldeter Pflegevater diesen elenden Menschen ein Vierteljahr unter seiner Aufsicht gehabt, aber nicht länger behalten wollte, ist der Rath endlich bewogen worden, ihn bei einem Bürger in die Kost zu verdingen,... da man in der Hoffnung lebte, er würde dann vielleicht zu einem Handwerk sich bequemen. Allein auch diese Hoffnung war vergeblich, indem er während dieser Zeit auch nicht ein Wort zu sprechen vermögend war, außer daß er die Worte ala, ala, ala öfter rief. Hierbei ist aber zu bemerken, daß, obgleich er kein einziges Wort von sich geben konnte, er dennoch ein sehr gutes und scharfes Gehör gehabt, so daß es oft das Ansehen hatte, als wenn er die Worte verstände.... Als man ihn nun dahin gebracht hatte, daß er seine Blöße mit Kleidern bedecken ließ, ist es anfangs sehr schwer zugegangen, indem er dieselben lieber von sich reißen und nackt gehen wollte, wie er denn auch sehr ungern und wider Willen Schuhe an den Füßen litt, indem er dabei sehr seltsame Geberden machte, und dadurch seinen Unwillen zu erkennen gab.... Ob nun aber gleich die scharfe Aufsicht seines Obern ihn von der wilden Lebensart ziemlich abhielt, so ist doch nicht zu übergehen, daß er mitten unter der Furcht oft eine so heftige Bosheit blicken ließ, daß er sich aus Raserei sogar selbst in den Arm biß. Sonst aber hat sich sein Gemüth mehr zur Freude, als zur Traurigkeit hingeneigt, indem er immer fröhlich war, auch öfter ohne Worte sang, besonders aber wenn er Musik hörte, so lustig wurde, daß er sogleich tanzte und sprang.

„Im Anfang hat er bald die Wände, die Erde und seine Hände geküßt, wie er denn auch Jedem, der ihm entgegenkam, das Kleid aufknöpfte und ihm die Brust küßte; Frauenspersonen hingegen konnte er nicht leiden, sondern stieß dieselben mit Händen und Füßen von sich. Wenn ihm Jemand Obst, besonders Nüsse zeigte, fiel er auf die Erde und küßte sie, sowie auch seine eigenen Hände und warf hierauf auch Jenem Küsse zu. Aus Geld machte er sich nicht viel, sondern warf solches stets wieder von sich, wiewohl Einige sagen, er habe das Geld sehr geschickt in die Haare gewickelt.

„Nachdem man nun diesen wilden Knaben mit vieler Geduld und Mühe so weit gebracht hatte, daß er sowohl im Essen die wilden Manieren ziemlich unterließ, als auch seine Kleider jetzt auf dem Leibe ließ, und somit viel bequemer geworden war, hat man ihn nach Zelle in's Waisenhaus gebracht."

Andere, zum Theil wichtigere Quellen sind die folgenden:

1. Leipziger Zeitungen von gel. Sachen 1725, Nr. 104 und 1726 Nr. 17. 61. 88.

2. Spangenberg's Leben des Grafen Zinzendorf Bd. II, S. 380.
3. Ein Brief des Hamel'schen Bürgermeisters Palm v. J. 1741 in C. F. Fein's entlarvter Fabel vom Ausgange der Hamel'schen Kinder. Hameln 1749. 4. S. 36.
4. Gentleman's Magazine vol. XXI, 1751. pag. 522. vol. LV. 1785. T. I. pag. 113 und 236 und T. II pag. 851.
5. Ein handschriftlicher, zum Theil ausführlicher Bericht des Hamel'schen Bürgermeisters Severin, den dieser im Februar 1726 an einen Hannover'schen Minister abstattete.
6. Ungedruckte Collectanea des vaterländischen Chronisten und Kammerschreibers Redeker, auf dem Rathhaus zu Hameln befindlich.
7. Notizen über Peters spätere Lebensweise in England, welche Blumenbach theils selbst sammelte, theils von Freunden in England erwarb. Niedergelegt von Blumenbach in seiner Abhandlung über den wilden Peter von Hameln (Beiträge zur Naturgeschichte, II, S. 13.)

Die folgenden Mittheilungen beruhen wesentlich auf der ausführlichen Schilderung Blumenbachs, der alle genannten Quellen zur Verfügung gehabt hat.

Freitag, den 27. Juli 1724 zur Zeit der Heuernte traf Jürgen Meyer, Bürger zu Hameln, auf seiner Wiese ohnweit Helpensen ein nacktes, braungelbes, schwarzhaariges Geschöpf, das da (aufrecht) herum lief, an Wuchs einem zwölfjährigen Knaben glich, keinen menschlichen Laut von sich gab, aber durch ein paar Aepfel in der Hand seines staunenden Entdeckers glücklich zur Stadt und durch's Brückenthor gelockt, und da von einem Heer Straßenjungen in Empfang genommen, aber bald auf Bürgermeister Severins Veranlassung ins Hospital zum heil. Geist in Verwahrung gebracht ward.

Peter — so hatten ihn bei seiner ersten Erscheinung die Straßenkinder genannt — betrug sich in den ersten Wochen seines Gewahrsames gar thierisch, suchte durch Thür oder Fenster auszubrechen, setzte sich jedoch mitunter, auf Knien und Ellenbogen gestützt, auf seinen Strohsack und wiegte sich brummend hin und her, bis er einschlief.

Brot wollte ihm anfangs nicht schmecken, hingegen schälte er gierig grüne Stöcke und kaute den Saft aus der Rinde, so wie aus Kraut, Gras, Bohnenstengeln u. s. w.

Allmählich wurde er zahmer und reinlicher, so daß er auf die Straße gelassen werden durfte und Häuser besuchte. Was ihm da zum Essen geboten ward, beroch er erst und steckte es dann entweder in den

Mund oder legte es mit Kopfschütteln bei Seite. Auch den Leuten beroch er die Hände und schlug sich dann entweder freudig an die Brust oder schüttelte aber den Kopf. Wenn ihm was vorzüglich schmeckte, wie grüne Bohnen, Erbsen, Rüben, Möhren, Obst und besonders Zwiebeln und Haselnüsse, so bezeugte er sein Wohlbehagen ebenfalls durch Klopfen an die Brust. Schuhe und Mütze mochte er nicht leiden, bequemte sich aber bald, gekleidet einher zu gehen. Gehör und Geruch waren sehr scharf. Er hörte gern Musik und schien ganz sanguinischen Humors zu sein. Wenn er was haben wollte, küßte er sich die Hände und auch den Boden.

Nach einiger Zeit ward Peter einem Zeugmacher zu Hameln in die Kost gegeben, dem er bald mit treuer Folgsamkeit anhing. Im Oktober 1725 kam Peter in das Hospital nach Zelle. Schon um Advent desselben Jahres aber ließ ihn der König Georg I. nach Hannover kommen. Im Februar 1726 ward Peter unter der Aufsicht eines königlichen Bedienten aus Hannover, Namens Rautenberg, nach London gebracht und ward nun berühmt. Ja seine Berühmtheit nahm bald einen solchen Grad an, daß sie mit der Berühmtheit des Auszugs der Kinder von Hameln sehr wohl in eine Linie gestellt werden kann. Merkwürdig genug ist also Hameln in zweifacher Weise durch Kinder berühmt geworden.

Ueber Peters Celebrität bemerkt Blumenbach (a. a. O. S. 18):

„Sie traf in die Zeit, wo gerade der Streit über die Frage: ob es angeborene Begriffe gebe, mit voller Lebendigkeit und respectiver Hitze geführt ward. Und da schien Peter ein erwünschtes Subject zur Entscheidung derselben. Ein genialischer Kopf, der nachher als Restaurator und Ordinarius der evangelischen Brüdergemeinde so berühmt gewordene Graf Zinzendorf, wandte sich schon zu Anfang 1726 an die Gräfin von Schaumburg-Lippe nach London, um ihre Vermittelung, daß Peter ihm überlassen werden möchte, um die Entwickelung der angeborenen Begriffe an demselben zu erproben; erhielt aber zur Antwort, daß der König ihn der damaligen Prinzessin von Wales, nachherigen Königin Carolina, bekanntlich eine der aufgeklärtesten Prinzessinnen irgend eines Zeitalters, geschenkt, und diese ihn der Aufsicht des Dr. Arbuthnot, des vertrautesten Freundes von Pope, Swift ꝛc. und berühmten Mitarbeiters an Gullivers Reisen übergeben habe, um eben die etwaigen Idées innées des wilden Peters zu erproben.“

Arbuthnot glaubte aber bald gefunden zu haben, daß von dem Knaben für Psychologie oder Anthropologie keine besondere Ausbeute zu erwarten sei, weßhalb er schon nach zwei Monaten in die Pflege einer Bettfrau der Königin kam.

Von Interesse ist ein Schreiben der genannten Gräfin von Schaumburg-Lippe an Graf Zinzendorf mit folgender Stelle [1]):

„Ich muß Ew. Lbd. auch Nachricht von dem wilden Jungen geben, dessen Education Sie zu haben verlangten. Man hat sich alle Mühe hier gegeben, ihn erstlich sprechen zu lehren: damit man etwas von ihm vernehmen möchte von seinem vorigen Aufenthalt und, womöglich, von seinen Notionen. Er hat aber kaum bis dato so viel gelernt, daß er englisch das Nöthigste fordern kann: Das Gehör ist gut, die Aussprache aber mehr wie ein Lallen, als ein ordentliches Reden. Er weiß auch auf nichts zu antworten und sein Gedächtniß ist nicht einmal so gut als der Thiere Instinkt. In Summa: er hat wenig Menschliches oder Vernünftiges an sich, ist auch keine Hoffnung, daß er jemals etwas lernen wird."

Von dem Aufenthalte bei der Bettfrau der Königin weggenommen, wurde er darauf zu einem Pachter in Hertfordshire gegeben, wo er endlich im Februar 1785 als hochbetagtes Kind im Alter von etwa 73 Jahren sein Leben beschlossen hat.

Peter war von mittlerer Statur, aber noch im Alter von frischem robustem Ansehen und starker Muskelkraft, hatte keine dumme Physiognomie, trug einen stattlichen Bart, hatte sich bald an gemischte Nahrung, Fleisch u. s. w. gewöhnt, doch die frühe Vorliebe für Zwiebeln lebenslang behalten. Mit den Jahren war er im Essen sehr mäßig geworden. Gar gern trank er einen Schluck Branntwein; liebte das Feuer, behielt aber lebenslang vollkommenste Gleichgültigkeit gegen Geld und gegen das weibliche Geschlecht. Wenn schlechtes Wetter eintreten wollte, war er immer unaufgeräumt und trübsinnig. Sprechen hat er nie recht gelernt. Peter und ki scho und qui ca (die Namen seiner königlichen Wohlthäter King George und Queen Carolina) waren die deutlichsten seiner Worte. Sein Sinn für Musik aber sprach sich auch darin aus, daß er allerhand Melodieen dudelte, die er oft gehört hatte. Lachen soll man ihn nie gesehen haben. Im Uebrigen war er gutmüthig, harmlos und folgsam, konnte auch zu verschiedenen kleinen Diensten in Küche und Feld verwendet werden; doch durften ihm diese Beschäftigungen nicht auf's Gerathewohl überlassen werden.

Von Peter sind mehrere Abbildungen vorhanden. Hierüber bemerkt Blumenbach, der seiner Abhandlung eine solche beifügt, das folgende: „Von den Abbildungen, die von Peter existiren, besitze ich zwei meister-

---

[1]) A. G. Spangenberg, Leben des Grafen von Zinzendorf und Pottendorf. II. (1772).

hafte Kupferblätter, die, wie mir versichert worden, ihm vollkommen ähneln. Das eine aus seinen 50 ger Jahren, ein großes Blatt von schwarzer Kunst von V. Green nach P. Falconet; die ganze Figur sitzend, a. 67 in London gemalt, da er dem Könige vorgestellt worden. Und das andere von Bartolozzi, nach dem von J. Alefounder drei Jahre vor Peters Tode gemalten Brustbilde; ein recht wohl aussehender Greis, von dem man — wer es nicht besser wüßte — glauben würde, er habe es hinter den Ohren.“

Dies wird in der That durch die Abbildung bei Blumenbach bestätigt, weiter aber noch durch den Umstand, daß Peter von der Polizei für einen verdächtigen Menschen gehalten und als solcher eingesetzt werden konnte. Blumenbach erzählt hierüber:

„So wie er in den ersten Decennien seines Aufenthaltes in England wohl eher in die Nachbarschaft sich verirrt hatte, so war er auch a. 46 eines Tages unversehens auf und davon gewandert, und hatte sich bis nach Norfolk verlaufen, wo er als ein verdächtiger Unbekannter (es traf eben in Zeiten, wo man auf vermuthliche Emissäre des Prätendenten vigilirte) vor einen Friedensrichter gebracht ward, der ihn, weil er mit der Sprache nicht heraus wollte, vor der Hand in's große Zuchthaus zu Norwich in sicheres Gewahrsam bringen ließ, wo aber gerade in der nächsten Nacht ein mächtiges Feuer ausbrach, so daß eiligst die Gefängnisse geöffnet und die Arrestanten herausgelassen wurden. Erst als man nach dem ersten Schrecken die Gefangenen nachzählte, vermißte man darunter den Bedenklichsten von allen, den verstockten Unbekannten. Ein Wärter, der sich durch die Flammen des weiten Kerkers wagte, fand ihn ruhig hinten in seinem Winkel sitzen, wo er sich der Illumination und der behaglichen Wärme freute und nicht ohne Mühe herausgetrieben werden konnte, da er dann bald darauf aus den Anzeigen von Dingen, die abhanden gekommen, als schuldloser Patron anerkannt und seinem Pachter zurückgeliefert wurde.“

Von Wichtigkeit für die Beurtheilung des Falles sind, wie Blumenbach richtig hervorhebt, noch folgende einzelne Umstände aus seiner Entdeckungsgeschichte: 1. der Umstand, daß Peter, als er zuerst aufgefunden ward, den kleinen Ueberrest eines abgerissenen Hemdes noch mit Bindfaden um den Hals gebunden trug; 2. daß die auffallend hellere Hautfarbe seiner Oberschenkel zu den untern schon bei seinem Einzuge in die Stadt die Bemerkung einer Bürgersfrau veranlaßte und rechtfertigte, daß der Junge zwar Beinkleider, aber keine Strümpfe getragen haben müsse; 3. daß seine Zunge zugleich dick und angewachsen gewesen sei; 4. daß einige Schiffer ausgesagt, sie hätten im Sommer auf ihrer

Fahrt von Polle herab verschiedentlich einen nackten armen Jungen am Weserufer gesehen und ihm ein Stück Brot gereicht; und endlich 5. daß man bald erfahren habe, daß ein verwittweter Krieger zu Lüchtringen zwischen Holzminden und Höxter im Paderborn'schen einen stummen Jungen gehabt, der sich schon 1723 ins Gehölz verlaufen, zwar im folgenden Jahre einmal ganz abgerissen sich wieder eingefunden, aber da der Vater indessen zum zweiten Mal geheirathet gehabt, von der neuen Stiefmutter in kurzem wieder fortgeprügelt worden sei; ein Umstand, aus dem man, wenn er Grund hätte, sich einigermaßen erklären könnte, warum ihm das weibliche Geschlecht so zuwider war.

Hiermit ist geschildert, was an Thatsachen, Vermuthungen und Möglichkeiten vorliegt, die sich auf Peter und sein Leben beziehen. Unglücklicherweise mußte es sich schicken, daß gerade dieser Fall von allen Seiten so sehr in den Vordergrund der Beachtung geschoben wurde. Es waren nicht allein Diejenigen, welche an ihm die Gegenwart angeborner Ideen untersuchen wollten, die den Fall berühmt machten, sondern mit demselben Eifer bemächtigten sich seiner Jene, welche in ihm das Ideal des reinen Naturmenschen erblicken zu können glaubten. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben, theils als Folge falscher Voraussetzungen, theils als Wirkung genauerer Untersuchung des Falles selbst. Denn Niemand wird leugnen wollen, daß in dem beschriebenen Falle eine Reihe von Zügen sich erkennen läßt, die Peter nicht allein als geistig beschränkt erweisen, sondern ihn in das Gebiet leichter Blödsinnsformen einzureihen nöthigen. Allein gleichwohl muß die Frage erhoben werden, ob der Zustand als ein angeborener aufzufassen sei oder vielmehr als ein durch außerordentliche Verwahrlosung und Vereinsamung erworbener. Die Thatsache der vorhanden gewesenen außerordentlichen und frühzeitigen Verwahrlosung und Vereinsamung steht fest, und wir wissen bereits, daß diese Ursachen tiefe Spuren hinterlassen. Was verhindert anzunehmen, daß auch eine später nicht mehr vollständig rückgängig zu machende geistige Beschränktheit, ja daß wirklicher Blödsinn die dauernde Folge sein könne?

Was die Angaben über Peters dicke und seitlich angewachsene Zunge betrifft, so sind dieselben so wenig genau, daß sie nur wenig in Betracht fallen. Jedenfalls war er durch sie nicht gänzlich am Sprechen gehindert, wie die angestellten Bemühungen zeigen, ihm das Sprechen zu lehren. Weniger vielleicht der Zustand der Zunge, als der Umstand, daß der Knabe bis in das Jünglingsalter hinein von der Erlernung einer Sprache ausgeschlossen war, muß in Rechnung gezogen werden bei der Beurtheilung des geringen Erfolges jener Bemühungen.

Sei nun das eine oder das andere das Richtige, sicher ist, daß der vorliegende Fall für uns nicht als typisches Bild der Isolirten gelten kann. Er bleibt für uns zweifelhaft. Immerhin würden wir eher geneigt sein, ihn im Licht der reinen Fälle von Isolirung zu beurtheilen, als daß wir es versuchen sollten, alle übrigen Fälle nach seinem Bilde zurechtzulegen.

13. Das Mädchen von Songi in der Champagne.
(Puella campanica).

Literatur: Histoire d'une jeune fille sauvage, trouvée dans les Bois à l'âge de dix ans. Publiée par Madame H . . . . t. Paris, MDCCLV. 12.

Barbier, Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes, II. Ed. Tome I, 1822 und 1825.

Barbier schreibt jenen Namen aus (Hecquet) und sagt p. 129: Suivant une note manuscrite de M. Abeille, La Condamine serait auteur de cette histoire.

Eine Uebersetzung dieser Geschichte ist eingerückt in das Allgemeine Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaft, 7. Thl., Leipzig 1756, S. 219—272. Besonders erschienen unter dem Titel: „Merkwürdiges Leben und Begebenheiten eines in der Wildniß aufgewachsenen Mädchens. Frankfurt und Leipzig 1756. 8.

Mercure de France, Décembre 1731.

L. Racine, La Grace, poëme. Nouv. Edit. Tome II. 2. Londres 1735. Epitres sur l'homme, tirées des ouvrages du même Auteur, et faisant suite au Poëme de la Réligion. Epit. II, p. 29.

Rudolphi, Grundriß der Physiologie, I, 1821, S. 25.

Blumenbach, Beiträge zur Naturgeschichte, II, S. 38.

Während der vorhergehende Fall uns nur eine geringe Fortentwickelung des Individuum aus sehr niedrigen, jedoch zweifelhaften Anfängen zeigt, giebt uns der gegenwärtige ein Beispiel von weitgehender Fortentwickelung aus roh gebliebenem, unentwickeltem Anfangszustand, nachdem das Individuum wieder in den Kreis der menschlichen Gesellschaft zurückgebracht war. Zweifelhaft bleibt indessen in ersterer Beziehung der Grad, in welchem das Mädchen während der vorausgehenden Zeit der menschlichen Gesellschaft entzogen war.

Im September 1731 trat ein Mädchen von 9—10 Jahren zur

Dämmerungszeit von Durst geplagt in das Dorf Songi ein, welches 4 oder 5 Lieues von Châlons en Champagne entfernt liegt. Ihre Füße waren nackt, der Körper mit Lumpen und Fellen bekleidet, der Kopf mit einem Flaschenkürbiß statt der Mütze bedeckt, die Hand mit einer hölzernen Keule bewaffnet. Als Jemand aus dem Dorfe eine Dogge auf sie losließ, erwartete sie das Thier festen Fußes und versetzte ihm, als es auf sie zustürzte, einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß das Thier todt zu ihren Füßen sank. Voll Freude über ihren Sieg warf sie sich mehrere Male auf den Körper des Hundes. Darauf suchte sie eine Thüre zu öffnen, ging aber, da ihr dies nicht gelang, auf das Feld zur Seite des Flusses zurück, bestieg einen Baum und schlief hier ruhig ein. Durch eine Frau wurde sie darnach vom Baume herabgelockt und gerieth so in die Gefangenschaft der Dorfbewohner. In die Küche eines hier befindlichen Schlosses gebracht, fielen ihre Blicke auf einiges Geflügel, welches der Koch zubereitete. Sie warf sich mit Lebhaftigkeit und Begier auf dasselbe und begann sofort es zu verzehren. Ein ihr mit der Haut gegebenes Kaninchen würgte und aß sie ebenfalls hinunter.

Nachdem man sie öfter gewaschen hatte, zeigte es sich, daß ihre natürliche Farbe die weiße war, die ihr auch in der Folge verblieb. Man bemerkte, daß ihre Daumen im Verhältniß zur übrigen Hand sehr mächtig waren, und es ergab sich, daß dies vom Klettern auf den Bäumen herrührte, was sie mit großer Fertigkeit zu üben verstand. Es gelang ihr selbst, sich von einem Baume auf den andern zu schwingen, indem sie sich dabei nur dünner Zweige des letztern bemächtigte. Sie fand Mittel, Löcher in Mauern und Dächer zu machen, auf welchen sie so geschickt dahin lief, wie auf ebener Erde; zugleich konnte sie durch unglaublich kleine Oeffnungen durchschlüpfen und machte auf diese Weise zur Winterszeit einen Fluchtversuch in die Nachbarschaft, erkletterte einen Baum, wurde aber alsbald wieder zurückgebracht. Ihre Gewandtheit im Laufen war überraschend; sie lief dabei, ohne die Füße weit von einander zu setzen und zeigte diese Fähigkeit auch noch späterhin, obwohl sie durch lange Krankheiten, welche die neue Lebensweise im Gefolge hatte, einigen Verlust daran erlitt. Ihre Schritte waren hierbei nicht einzeln unterscheidbar, wie die unserigen; ihre Bewegung erfolgte vielmehr durch ein beschleunigtes Getrappel, dessen einzelne Theile sich dem Blick entziehen; es ist mehr ein Gleiten als ein Schreiten zu nennen und doch gelang es ihr damit, das Wild im Laufe zu haschen. Ebenso geschickt war sie im Tauchen und im Fangen der Fische und Frösche, die sie roh verzehrte. Sie erinnerte sich, wie ihre späteren Er=

zählungen ergaben, daß sie zwei oder drei Tage vor ihrer Einfangung einen Fluß schwimmend und tauchend überschritten hatte. Sie hatte damals eine Gefährtin von demselben Aussehen wie sie selbst. Ein junger Mann hatte während des Schwimmens auf sie geschossen, ohne sie zu treffen, indem er sie für Wasservögel hielt; darauf aber ließ er sie landen. Mit ihrer Gefährtin gerieth sie darauf in ernsten Streit, indem sie auf der Erde einen Rosenkranz als Erste bemerkte und für sich behaupten wollte. Sie schlug dabei ihre Gefährtin mit der Keule auf den Kopf, so daß das Blut herabrann und die Getroffene schrecklich zu schreien begann. Dadurch ward ihr Mitleid erregt, sie lief nach einigen Fröschen, erwürgte einen und klebte dessen Haut auf die Stirne der Verletzten, um das Blut zu stillen; die Wunde verband sie mit einem Streifen Baumrinde, die ihre Nägel abgerissen hatten. Darauf trennten sie sich, die Verletzte nahm ihren Weg nach dem Fluß, die Siegerin nach Songi. Aus dem Rosenkranz hatte sie sich ein Armband gemacht.

Das Geschrei, welches ihr als Sprache diente, war nicht die seltenste Ursache für üble Behandlung, die sie erfuhr. Dies Geschrei hatte etwas Erschreckendes, insbesondere, wenn es durch Zorn oder Schrecken veranlaßt war. So schrie sie auch auf, wenn Jemand, den sie nicht kannte, sich ihr näherte, um sie anzurühren. Als beispielsweise ein Mann sie in der Wohnung des Intendanten der Champagne, der das Kind hatte zu sich bringen lassen, umarmen wollte, versetzte sie ihm mit der Hand, in der sie ein Stück rohes Rindfleisch hielt, das sie gerade mit Behagen verzehrte, einen solchen Schlag in das Gesicht, daß er davon betäubt und geblendet wurde und sich kaum aufrecht halten konnte. Zu gleicher Zeit lief sie an ein Fenster, um hinabzuspringen, da sie draußen Bäume bemerkte; sie würde es auch ausgeführt haben, wenn sie nicht hätte daran gehindert werden können.

Nur mit großer Mühe gelang es, ihr den Genuß von rohem blutigem Fleisch, sowie von Blättern, Zweigen und Wurzeln abzugewöhnen. Noch zwei Jahre nach ihrer Einfangung hatte sie die Neigung, den Fisch im Wasser zu fangen, nicht verloren. So entkam sie einst aus dem Schlosse von Songi durch eine offenstehende Thür, die zu einem Teich führte, warf sich völlig angekleidet in denselben, durchschwamm ihn und landete auf einer kleinen im Teich befindlichen Insel, um hier Frösche zu fangen, die sie mit Behagen verzehrte. Als sie bei einer andern Gelegenheit auf dem Schlosse war, wo ein großes Mahl angerichtet wurde, fand sie, daß nichts von Allem vorhanden sei, was sie so sehr liebte: alles war gekocht und gewürzt. Wie ein Blitz stürzte sie hinaus, lief an die Ufer von Gräben und Teichen und brachte in ihrer Schürze eine

Menge von lebenden Fröschen, die sie mit vollen Händen auf die Teller der Gäste niedersetzte. Voll Freude über die guten Dinge rief sie dabei die Worte: „tien man man, donc tien.“ Es waren dieß fast die einzigen Worte, die sie unterdessen hatte articuliren lernen. Als sie bemerkte, wie wenig die Uebrigen sich aus den Fröschen machten, die überall umhersprangen, sammelte sie diese lebend wieder auf und brachte sie auf Tisch und Platten zurück.

Die Versuche, sie an unsere Speisen zu gewöhnen, hatten zunächst zur Folge, daß ihr die Zähne ausfielen. Sie erhielt später wieder Zähne, ihre Gesundheit dagegen litt schwer unter der neuen Lebensweise und blieb beständig eine sehr schwankende. Sie fiel aus einer schweren Krankheit in die andere. Unglücklicherweise war man auf den Gedanken gekommen, ihr durch häufig wiederholte Aderlässe die wilden Neigungen abzugewöhnen und den ungezähmten Charakter zu brechen. Dies trug, wie einer ihrer Biographen, L. Racine, bemerkt, nicht wenig dazu bei, ihre vorher so starke Gesundheit zu untergraben. Allmählich gewöhnte sie sich freilich an unsere Lebensweise so vollkommen, daß die früheren Nahrungsmittel schließlich Widerwillen bei ihr erregten.

Nach dem Tode ihres Pflegevaters brachte man die kleine „Le Blanc“, wie man sie nannte, in ein Kloster zu Châlons, darauf (1747) in ein solches zu St. Menehould. Hier ward sie von la Condamine aufgesucht, der sie auf ihren Zustand prüfte. Sie hatte unterdessen die französische Sprache erlernt, Bildung erworben und sich in der Ausführung weiblicher Handarbeiten eine lobenswerthe Geschicklichkeit erworben. Von St. Menehould kam sie darauf nach Paris, in das Kloster Nouvelle catholiques. Hier feierte sie ihre erste Communion und Firmung. In den Vorbereitungen begriffen, Nonne zu werden, ward sie in Folge einer durch den Fall eines Fensters erhaltenen Kopfverletzung gefährlich krank und erholte sich nur sehr langsam.

Als sie später einiger Bedrängniß ausgesetzt war, verlor sie nicht die Zuversicht, sondern sagte: „Warum sollte Gott mich gesucht und aus der Gewalt der wilden Thiere gerettet und mich Christin haben werden lassen? Sollte es geschehen sein, um mich zu verlassen und Hungers sterben zu lassen? Das ist nicht möglich. Ich kenne nur ihn; er ist mein Vater, die heilige Jungfrau meine Mutter; sie werden für mich sorgen.“

Fräulein Le Blanc gibt an, daß sie erst nach einiger Erziehung anfing zu reflectiren. Während der ganzen in den Wäldern zugebrachten Zeit hatte sie fast keine andern Gedanken als die Empfindung ihrer Bedürfnisse und den Wunsch sie zu befriedigen. Sie hat keine Erinnerung

weder an Vater, noch an Mutter, noch an eine andere Person, noch an ihr Land. Sie erinnert sich nicht, früher Häuser gesehen zu haben, wohl aber Erdlöcher und eine Art Hütten, die vielleicht von Schnee bedeckt waren. Sie weiß dagegen genau, daß sie oft auf Bäumen war und der Jagd auf Thiere nachging. Sie glaubte, Bäume und die Erde hätten sie selbst hervorgebracht. Sie glaubte auch eine leichte Erinnerung an das Meer oder einen Fluß und ein großes Wasserthier bewahrt zu haben. Ja Herrn de la Condamine versicherte sie, zwei Mal das Meer passirt zu haben; und so konnte es geschehen, daß ihr Biograph, ihre Angaben mit einander combinirend, sie von den Eskimos herleitete.

Wenn nun auch nach den bisher mitgetheilten Zügen weder an dem Verstand des Mädchens, noch an seiner früheren Wildheit gezweifelt werden kann, so ist in Bezug auf die vor seiner Einfangung liegende Zeit noch das Folgende nachzutragen. Sie ist nach dem „Mercure de France, Déc. 1731“ [1]) zu Songi sicher nicht zum ersten Male ge-

---

[1]) Lettre écrite de Châlons en Champagne le 9 Déc. 1731, par M. A. M. N. . . . au sujet de la Fille sauvage trouvée aux environs de cette Ville:

„ . . . J'aurai l'honneur de répondre à votre Lettre du 2 de ce mois sur l'état de la Sauvage, ... tant sur ce que j'en ai appris, que sur ce que j'en ai connu moi-même, pour l'avoir fait venir chez moi. Je Vous dirai d'abord, que pour le peu de fréquentation qu'elle a eûe avec le monde, ne sachant encore que quelques mots françois mal articulés, on ne peut presque pas conjecturer dans quel païs elle est née; . . . un particulier de Châlons qui a été à la Guadaloupe, lui ayant montré de la cassave ou manioc, qui est un paix dont se nourrissent les Sauvages des Antilles, elle s'écria de joie sur ce pain; et en ayant pris un morceau, elle le mangea avec grand appetit: il lui fit voir aussi d'autres curiosités du même païs, à quoi elle prit un plaisir extraordinaire, faisant connoître qu'elle avait vû de semblables choses. . . . A force de la faire parler, on a sçu qu'elle a passé les mers; qu'ensuite une Dame de qualité à pris soin de son éducation, l'ayant faite habiller; car auparavant elle n'avoit qu'une peau qui la couvroit. Cette Dame la tenoit enfermée dans sa maison sans la laisser voir à personne; mais le mari de la Dame ne voulant plus la voir chez lui, pour ne point laisser trop long-temps un objet semblable devant les yeux de son épouse, cette Fille fut obligée de se sauver. Enfin, à la faveur de la Lune, qu'elle appelle la lumière de la bonne Vierge, ne marchant que la nuit, elle est parvenue au mois de Septembre dernier jusqu'à Songi, Village à 4 lieues de Châlons, lequel appartient à M. d'Epinoy . . . On sait d'ailleurs qu'avant qu'elle fût arrivée à Songi, en l'avait vûe au dessus de Vitri-le-François, accompagnée d'une Nègre, avec laquelle elle se battit, parce que la Nègre ne vouloit pas qu'elle portât sur elle un Chapelet, qu'elle appelle un grand Chime: que la Sauvage s'étant trouvée la plus forte, la Nègre la quitta; et depuis, la Nègre a été vûe auprès du Village de

fangen worden, sondern schon vorher einmal. Und zwar hatte sie sich zufolge dieser Nachricht längere Zeit bei einer Dame aufgehalten und

Cheppe proche Songi, d'où elle a ensuite disparu. Pour notre Sauvage, le Berger de Songi l'ayant apperçue dans les vignes, écorchant des grenouilles, et les mangeant avec des feuilles d'arbres, elle fut amenée par ce Berger au Château d'Epinoy, qui donna ordre au Berger de la loger, ajoutant qu'il auroit soin de sa nourriture, etc. L'attention que ce Seigneur a eu pour elle pendant près de deux mois, la souffrant la plus grande partie du jour à son Château, la laissant pêcher dans ses fossés, et chercher des racines dans ses jardins, a attiré beaucoup de monde chez lui. On remarquoit que tout ce qu'elle mangeoit, elle le mangeoit crud, ainsi que des Lapins qu'elle dépouilloit avec ses doigts aussi habilement qu'un cuisinier. On la voyait grimper sur les arbres plus facilement que les plus agiles Bucherons; et quand elle était au haut, elle contrefaisoit le chant de différens oiseaux de son païs. Je l'ai vûe moi-même dans un jardin de Châlons, cherchant des racines dans la terre, avec l'usage seul de son pouce et du doigt suivant, faisant ainsi des trous comme des terriers en un moment de temps, aussi habilement que si on se fût servi d'un hoyau.

„M. l'Evêque de Châlons et M. l'Intendant l'ont vûe dans ces sortes d'excercices. M. l'Evêque a pris soin depuis de la placer dans l'Hôpital-général de cette Ville, où l'on reçoit les enfans des pauvres habitans, de l'un et de l'autre sexe, pour les y nourrir jusqu'à l'âge de 15 à 16 ans, qu'on leur fait apprendre des mêtiers. C'est là qu'on tâche de l'humaniser tout-à-fait et de l'instruire. Elle mange quelquefois du pain, ce qu'elle fait par complaisance; car il lui fait mal au coeur, aussi bien que tout ce qui est salé. Le bisquit et la viande cuite la font vomir: elle ne peut enfin rien souffrir où il entre de la farine. M. l'Intendant voulut lui faire manger des bignets, elle n'a pû en goûter par cette raison. Elle trouve le macaron bon, et aime l'eau-de-vie, l'appellant un brûle-ventre. Pour l'eau, sa boisson ordinaire, elle la boit dans un seau, la tirant comme une vache, et étant à genoux. Elle ne veut point coucher sur des matelots, le plancher lui suffit. Elle nage fort bien, et pêche dans le fond des rivières. Elle appelle un filet d e b i l y, dans le patois de son païs. Pour dire, bon jour fille, on dit, selon elle, y a s y a s, f i o u l, ajoutant que quand on l'appelloit, on disoit, r i a m r i a m, f i o u l; c'est, ce qui fait connoître qu'elle commence à entendre la signification des termes françois, les interprétant par ceux de son païs.

„Au reste, elle paroît âgée d'environ 18 (!) ans, . . . étant de moyenne taille; avec le teint un peu bazanné: cependant sa peau au haut du bras paroit blanche aussi-bien que la gorge; elle a les yeux vifs et bleus; son parler est clair et brusque; elle paroit avoir de l'esprit, car elle apprend aisément ce qu'on lui montre; causant assez proprement. Elle fait connoître qu'elle sçait travailler à la tapisserie au petit point, par la manière dont elle indique qu'il s'y faut prendre, en faisant passer l'aiguille de dessus en dessous, et du dessous en dessus. La Supérieure de l'Hôpital dit,

von ihr einiges gelernt. Die Dame hatte sie kleiden lassen, denn zuvor war sie nur mit einer Haut bedeckt. Im Hause war sie verborgen gehalten worden. Bevor sie nach Songi kam, war sie bei Vitri-le-François, in Begleitung einer Schwarzen gesehen worden, mit welcher sie wegen eines Rosenkranzes rang. Und hier würden wir wieder die Anknüpfung haben an die schon zu Anfang dieser Darstellung mitgetheilte Geschichte.

Blumenbach sagt darüber scherzend:

„Die Puella campanica, wie sie Linné nennt oder Dlle le Blanc nach ihrem französischen Biographen, der sie übrigens für ein nach Frankreich verschlagenes Eskimo-Mädchen zu halten geneigt ist, soll zuerst selbander im Wasser gesehen worden sein, wo die beiden der Größe nach etwa zehnjährigen und mit Keulen bewaffneten Mädchen wie Wasserhühner geschwommen und untergetaucht hätten. Sie wären aber sofort über einen Rosenkranz, den sie gefunden, in Streit gerathen; die eine sei von der andern vor den Kopf geschlagen aber doch auch gleich von ihr mit einem Pflaster aus Froschhaut und mit einem Streifen Baumrinde verbunden worden; habe sich aber seitdem nicht weiter sehen lassen, sondern Mamsell le Blanc, die Siegerin, sei allein mit Lumpen und Fellen bedeckt und statt Mütze mit einem Flaschenkürbis auf dem Kopfe, im benachbarten Dorfe eingezogen u. s. w."

Auch Rudolphi[1]) hält den Fall für ungenügend.

---

qu'elle sçait bien broder; ce qu'elle a appris de la Dame qui en avoit pris soin: mais la Fille ne peut dire dans quel Païs ce pouvoit être, parce qu'elle ne parloit à personne, et ne sortoit point. On l'instruit cependant dans la Réligion Chrétienne; elle dit qu'elle veut être baptisée dans le Paradis terrestre; terme dont elle se sert pour signifier nos Eglises. Les Curés du voisinage de Songi lui ont fait comprendre par des signes, qu'il ne falloit point grimper sur les arbres, cela étant indécent à une fille, aussi s'en abstient-elle présentement. Le bruit a couru qu'il y avoit des ordres pour la faire venir à la Cour; on ne sait comment elle l'a pû apprendre; mais depuis, quand on vient a voir à l'Hôpital, elle n'ose presque paroitre, pleure et s'afflige, craignant que ce ne soit pour l'en faire sortir, parce qu'elle s'y plaît fort, et qu'on a beaucoup d'attention pour elle."

Wie man erkennt, weicht dieser Bericht von dem oben mitgetheilten in mehreren Punkten ab. Man könnte glauben, daß insbesondere bezüglich der Jahreszahlen nachträgliche Verwechselungen stattgefunden haben. Indessen ergibt es sich, daß der in dem Mercure de France enthaltene erste Bericht, auf welchen in dieser Hinsicht am meisten ankommt, thatsächlich aus dem Jahre 1731 stammt. Nach mehreren vergeblichen Nachforschungen erhielt ich den betreffenden Band aus der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden, deren Verwaltung ich hiermit für die mir gezeigte Bereitwilligkeit meinen besten Dank ausspreche.

[1]) Rudolphi, Grundriß der Physiologie I, 1821, S. 25.

Umgekehrt nehmen unter Anderen Herder[1]), Schreber[2]), Tafel[3]) denselben Fall für nichts weniger als scherzhaft, sondern schreiben ihm eine ernste Bedeutung bei.

Um nur des Letzteren Urtheil anzuführen, so lautet dasselbe: „Dies gilt sogleich von der Puella campanica, wie sie Linné nennt, oder dem im September 1731 zu Songi in der Champagne aufgefangenen 9 oder 10jährigen Mädchen, dessen Geschichte keineswegs, wie Rudolphi sagt, zu ungenügend ist, da der dem La Condamine zugeschriebene Bericht über sie, der auch durch andere Berichte und den Akademiker Louis Racine bestätigt und vermehrt wurde, ganz authentisch, genau und in's Einzelne gehend ist, und alles darbietet, dessen wir bedürfen, nämlich auf der einen Seite die Verwilderung und auf der andern Seite die nachher unter den Menschen erlangte Civilisation; daher auch Rudolphi selbst zugestehen mußte: „Doch scheint dieses Mädchen (nachmals . . . Nonne) mehr Verstand gehabt zu haben.“

14. Das ungarische Bärenmädchen.

Nach dem Bericht von Sigaud de la Fond, Dictionnaire des merveilles de la nature, erzählt von Virey im Nouveau Dictionnaire d'histoire naturelle, T. XV, Paris 1817, p. 226.

Sigaud de la Fond cite dans son Dictionnaire des merveilles de la nature, l'histoire d'une autre fille trouvée en 1767 en Basse-Hongrie, dans la comté de Hont. Des habitants de Fraumark poursuivant à la chasse un ours d'une grosseur extraordinaire, s'obstinèrent à le suivre jusque dans les lieux les plus reculés des montagnes, où sans doute nul homme n'avoit osé pénétrer. Ils furent fort surpris d'apercevoir les vestiges d'un pied humain empreints sur la neige. Ayant suivi ses traces, ils trouvèrent dans un creux de rocher une fille sauvage toute nue, grande, robuste, et qui paroissoit avoir environ dix-huit ans. Sa peau était brune, son regard effaré, son caractère plein de rudesse. Ils eurent besoin d'user de violence pour la faire sortir de la caverne. Cependant elle ne poussa aucun cri et ne répandit point de larmes; enfin ils parvinrent à l'emmener et à la conduire à Karpfen, petite ville du comté d'Altsohl, où elle fut enfermée à l'hôpital. Elle ne vouloit manger que de la chair crue,

---

[1]) Herder, Ideen zur Geschichte der Menschheit, I, 1784.

[2]) Schreber, die Säugethiere, I, 1775.

[3]) Tafel, Fundamentalphilosophie, I, S. 93.

qu'elle dévoroit avec un appetit extraordinaire ainsi que des racines sauvages et des écorces d'arbres; mais elle refusoit la viande cuite. On ne put découvrir comment elle avoit été délaissée dans ces montagnes inaccessibles et ces forêts sauvages, ni de quelle manière elle avoit pu se soustraire à la dent des bêtes féroces qui les peuplent."

Wunder der Natur, Bd. II. Aus dem Französischen. Leipzig 1783, S. 456.

Von dem erwähnten Mädchen wird hiernach Folgendes erzählt:

„Im Jahre 1767 waren einige Einwohner von Frauenmark auf die Bärenjagd gegangen und hatten sich bei Verfolgung eines außerordentlich großen Bären bis in die unzugänglichsten Gebirge verirrt, wo vielleicht vor ihnen kein Mensch hingekommen war. Sie erstaunten, als sie auf dem Schnee die Abdrücke eines menschlichen Fußes wahrnahmen; sie verfolgten dieselben und fanden ein wildes Mädchen von ungefähr 18 Jahren, welches nackend, groß und stark war und eine sehr braune Haut hatte. Man mußte sie mit Gewalt aus ihrer Höhle hervorziehen. Indessen schrie sie nicht, vergoß auch keine Thränen und folgte endlich willig. Man brachte sie nach Karpfen, einer kleinen Stadt in der Gespannschaft Sohl, wo man sie in das Hospital that. Vergebens wurden ihr verschiedene gekochte Fleischspeisen gereicht; allein rohes Fleisch, Baumrinden und verschiedene Wurzeln aß sie mit unglaublichem Appetit. Es war nicht möglich zu entdecken, wie sie in diese unzugänglichen Wälder gekommen war, und wie sie sich vor den wilden Thieren hatte in Acht nehmen können."

15. Der Wilde von Kronstadt.

Ueber diesen Fall berichtet Michael Wagner in seinen Beiträgen zur philosophischen Anthropologie (Bd. I, 1794, S. 251) das Folgende als Auszug eines Schreibens aus Siebenbürgen:

„Hier haben Sie die Nachricht von dem Wilden, der vor einigen Jahren auf der siebenbürgisch-wallachischen Grenze gefunden und nach Kronstadt gebracht wurde, woselbst er im Jahre 1784 noch am Leben war. Auf welche Weise dieser Arme in den Wald gerathen, ob er in der Jugend seinen Eltern entlaufen, oder von einer unglücklichen Mutter im Walde selbst geboren wurde, darüber konnte ich nichts erfahren. Man muß daher das Faktum, wie es ist, in der traurigen Gallerie der Gemälde dieser Art aufbewahren.

Der unglückliche Mensch war männlichen Geschlechtes und von

mittlerer Größe. Er hatte einen äußerst verwilderten Blick. Seine Augen lagen tief im Kopfe, und rollten in wilder Bewegung umher. Die Stirne war stark einwärts gebogen und die Haare von aschgrauer Farbe, in die Stirne heruntergewachsen, kurz und struppigt. Er hatte starke Augenbrauen, welche weit über die Augen hervorragten und eine kleine plattgedrückte Nase. Der Hals schien aufgedunsen und in der Gegend der Luftröhre kropfartig dick. Der Mund, den er beständig halb offen hielt und durch welchen er schnaufend den Athem einzog, stand etwas hervor. Die Zunge war beinahe unbeweglich, und die Backen mehr eingefallen als voll, und wie das Gesicht, mit einer gelblich schmutzigen Haut überzogen. Man fühlte es beim ersten Anblick dieses Gesichtes, aus welchem Wildheit und thierisches Wesen hervorleuchtete, daß es keinem vernünftigen Geschöpfe angehöre; ein neuer Beweis für die Bemerkung, welche man auch in Tollhäusern bestätigt findet, daß jenes eigenthümliche Gepräge, welches die Vernunft der menschlichen Bildung aufdrückt, bei allen denjenigen Personen mehr oder weniger vermißt werde, welchen der Vernunftgebrauch in höherem oder geringerem Grade versagt ist. Der übrige Körper des Wilden, besonders der Rücken und die Brust waren stark behaart; die Muskeln an Arm und Beinen stärker und sichtbarer, als bei gewöhnlichen Menschen; die Hände schwielig (welches vermuthlich von dem verschiedenen Gebrauche derselben herrührte) und die Haut durchgängig so schmutzig gelb und dick, wie am Gesichte. An den Fingern hatte er sehr lange Nägel und an den Ellenbogen und Knieen dichte, knotenartige Verhärtungen. Die Fußzehen waren länger als bei gewöhnlichen Menschen. Er ging zwar aufrecht, aber etwas schwerfällig; es schien, als ob er sich von einem Fuße auf den andern würfe. Kopf und Brust trug er vorwärts, welches, wie ich vermuthe, daher zu erklären ist, weil er im Walde sich auf allen Vieren fortzubewegen gewohnt war. Er ging barfuß und konnte schlechterdings keine Schuhe an den Füßen leiden. Die Sprache, selbst jede Spur eines artikulirten Tones, mangelte ihm ganz. Was er hören ließ, war ein unverständliches Gebrumme, welches sich dann äußerte, wenn ihn sein Begleiter vor sich her trieb; und dieses Gebrumme ging in ein Geheul über, wenn er eines Waldes oder eines Baumes ansichtig wurde. Er schien dadurch seine Begierde nach seinem gewohnten Aufenthalt ausdrücken zu wollen; denn als er einmal auf meinem Zimmer war, wo man die Aussicht nach einem Berge hat, der mit mehreren Baumgärten bepflanzt ist, fing er bei dem Anblick der Bäume jämmerlich an zu heulen. — Von Vernunft waren wenige Spuren bei ihm anzutreffen. Er bezeigte für keine Sache Aufmerksamkeit. Man mochte ihm zeigen

was man wollte, so wurde man mit einem gleichgültigen Blicke abgefertigt. Weder ein menschliches Wort, noch was immer für eine Stimme oder Geberde war ihm verständlich. Man konnte lachen, oder sich zornig stellen, er blieb unbewußt und verrieth auch nicht die mindeste Fertigkeit, wie dergleichen doch an mehreren wild gefundenen Menschen, besonders an dem Mädchen, von welchem Condamine in seiner Histoire d'une jeune fille sauvage Nachricht gibt, beobachtet wurden. Selbst die bei den wildesten Völkern und schon an kleinen Kindern sichtbare Neigung nach Gegenständen, welche in die Sinne fallen, war an ihm nicht bemerklich. Er strebte, als ich ihn das erstemal sah, durchaus nach keinem Eigenthum. Wahrscheinlich war die völlige Ungewohnheit seines neuen Zustandes und die Sehnsucht nach seinem vorigen Aufenthalt, die er bei dem Anblick eines Gartens oder eines Waldes sichtbar zeigte, Schuld daran. Daher erkläre ich es auch, warum er anfänglich bei dem Anblick eines Weibes nicht die geringste Regung bezeigte.[1]) Als ich ihn aber nach Verlauf von drei Jahren wieder sah, hatte seine Apathie in diesem Punkte aufgehört. Sobald er ein Frauenzimmer bemerkte, brach er in ein heftiges Freudengeschrei aus und suchte seine rege gewordene Begierde auch durch Geberden auszudrücken. So wenig Neigung er aber, als ich ihn das erstemal sah, für etwas hatte, so wenig Abneigung bemerkte man an ihm gegen etwas, solche Empfindungen ausgenommen, die er bereits gehabt hatte. Bei keiner Sache, welche andern Menschen Furcht einflößt, ahnte er eine Gefahr. Nur wenn er einen widrigen Eindruck erhalten hatte, bezeigte er Abneigung gegen die Sache, welche ihm die unangenehme Empfindung verursachte. Mit einer Stecknadel, die man ihm in die Haut stieß, konnte er zum Laufen gebracht werden; aber ein bloßer Degen, den man auf seine Brust oder über seinen Kopf hielt, jagte ihm keine Furcht ein. Uebrigens bemerkte ich an ihm keine Menschenscheu, welche man sonst an Personen seiner Art wahrnimmt. Bei dem Anblick mehrerer Menschen blieb er ebenso unempfindlich, als ob er allein wäre. Kein Ton eines musikalischen Instrumentes rührte ihn; nur beim Trommelschlag schien er furchtsam zu werden und suchte sich zu entfernen. — Leidenschaften äußerte er, außer der Sehnsucht nach seinem vorigen Aufenthalt keine, und diese wurde zuletzt durch die

[1]) Ueber diesen Umstand sich zu verwundern, liegt keine Berechtigung vor. Denn woran hätte der Wilde von Kronstadt und ebenso Peter von Hameln das Weib erkennen sollen? Sie sahen zunächst beide nur ein, mit anderen als männlichen Kleidern bedecktes menschliches Wesen. Nur das menschliche Weib in dem von allen Kulturhüllen befreiten Zustande und der Verkehr mit ihm hätte entscheiden können. Das Folgende bestätigt diese Bemerkung.

Gewohnheit vermindert. Doch zeigte er Zorn und Unwillen, wenn er Hunger und Durst fühlte, und würde in diesem Falle wohl selbst einen Menschen angepackt haben, so wenig er sonst ihnen oder irgend einem Thiere gefährlich war. — Außer der ursprünglichen Menschengestalt, welche übrigens in diesem Zustande der Verwilderung einen demüthigenden Anblick gewährte, und außer dem aufrechten Gange vermißte man an ihm alle jene charakteristischen Züge, wodurch sich der Mensch vor den Thieren auszeichnet: vielmehr war es eine erbarmungswürdige Scene, dieses unbehülfliche Geschöpf zu sehen, wie es vor seinem Treiber brummend und wild herumblickend einherwankte und mit stumpfer Unempfindlichkeit gegen Alles, was ihm vorkam, sich nach dem Aufenthalte der Raubthiere sehnte. Um diesem heftigen Triebe Einhalt zu thun, wurde er anfänglich, sobald er vor die Stadtthore kam, und sich den Gärten, die er für Wälder hielt, näherte, mit Stricken gebunden, und von mehreren Personen begleitet, weil er sich sonst mit Gewalt losgerissen hätte und seinem vorigen Aufenthalt im Walde zugelaufen wäre. Seine Speisen waren anfänglich nichts, als allerhand Baumblätter, Gras, Wurzeln und rohes Fleisch. Erst nach und nach gewöhnte er sich an gekochte Speisen, und nach der Aussage desjenigen, bei welchem er wohnte, soll ein ganzes Jahr verflossen sein, bis er gekochte Speisen essen lernte: dann aber milderte sich auch die thierische Wildheit merklich. —

Das Alter desselben vermag ich nicht mit Gewißheit anzugeben. Dem äußeren Ansehen nach mochte er drei= bis fünfundzwanzig Jahre haben. Die Sprache erlernte er vermuthlich niemals. Als ich ihn nach drei Jahren wieder sah, fand ich ihn noch immer sprachlos, obgleich in vielen Stücken merklich verändert. Seine Miene verrieth noch immer etwas Thierisches, war aber ungleich sanfter geworden. Sein Blick hatte die vorige Wildheit verloren; sein Gang war fester und ordentlicher. Die Begierde nach Speise, welche er nun von allen Gattungen, besonders Hülsenfrüchte liebte, gab er durch unverständliche Töne zu verstehen, und bezeigte eine sichtliche Zufriedenheit, wenn man ihm etwas zu Essen brachte, bediente sich auch wohl des Löffels. Selbst an den Gebrauch der Schuhe und der übrigen Kleider hatte er sich gewöhnen gelernt: war aber unbekümmert, wenn sie auch noch so sehr zerrissen waren. Nach und nach fand er auch seine Wohnung ohne Führer; das einzige Geschäft, wozu man ihn brauchen konnte, bestand darin, daß er einen Krug, den man ihm in die Hand gab, bei dem Brunnen mit Wasser füllte und wieder nach Hause brachte. Dies war der einzige Dienst, welchen er seinem Ernährer zu leisten vermochte. Uebrigens wußte er für seine Nahrung auch dadurch zu sorgen, daß er die Häuser fleißig

besuchte, wo man ihm etwas zu essen gegeben hatte. — Der Trieb der Nachahmung zeigte sich auch in vielen Stücken; doch machte nichts einen bleibenden Eindruck auf ihn, und hatte er auch eine Sache mehrmals nachgeahmt, so vergaß er sie doch bald wieder, wenn man die Gewohnheit ausnimmt, welche mit seinen natürlichen Bedürfnissen, dem Essen, Trinken, Schlaf u. s. w. in einem näheren Zusammenhange standen. Durch diese geleitet fand er des Abends sein Lager und des Mittags die Häuser, wo er Nahrung zu erwarten hatte. Den Werth des Geldes lernte er nie kennen. Er nahm es zwar an, aber in der Absicht, um damit zu spielen, und machte sich auch nichts daraus, wenn er es wieder verlor. Ueberhaupt glich er in allen Stücken einem Kinde, dessen Fähigkeiten sich zu entwickeln beginnen, nur mit dem Unterschiede, daß er — der Sprache unfähig — keine Fortschritte in dieser Entwickelung machen konnte, sondern stets auf derselben niederen Stufe stehen blieb. Auch darin hatte er mit einem Kinde Aehnlichkeit, daß er alles, was man ihm zeigte, begaffte, aber mit kalter Gedankenlosigkeit seinen Blick von demjenigen, was er begafft hatte, auf etwas Neues hinwandte. Wenn man ihm einen Spiegel vorhielt, suchte er das Bild, welches er sah, hinter dem Spiegel auf; war aber ganz gleichgültig, wenn er dasselbe nicht mehr fand und den Spiegel aus dem Auge verlor. Der Ton musikalischer Instrumente schien ihn jetzt zwar etwas zu rühren: aber es war eine flüchtige Rührung, die keinen Eindruck hinterließ. Als ich ihn in meinem Zimmer vor das Klavier führte, hörte er die Töne mit einem scheinbaren Vergnügen an, traute sich aber nicht eine Taste anzurühren und bezeigte eine große Furcht, als ich ihn dazu zwingen wollte. Seit dem Jahre 1784, in welchem ich Kronstadt verließ, hatte ich keine Gelegenheit weiter, Nachrichten von demselben einzuziehen."

Was die Beurtheilung dieses Falles betrifft, so geht aus der vorangehenden Schilderung hervor, daß der Beobachter selbst sein Objekt zwar als ein geistig zurückgebliebenes Wesen, keineswegs aber als einen Blödsinnigen aufgefaßt wissen will. Wagner hebt einige körperliche Mängel, so insbesondere die nach innen gedrückte Stirn, die kropfartige Beschaffenheit des Halses, die große Unbeweglichkeit der Zunge, als Gebrechen dasselbe hervor. Dies geschieht jedoch in einer so unvollständigen, den wirklichen Thatbestand offen lassenden Weise, daß nicht viel damit anzufangen ist. Von der Beschaffenheit des Gehirns wissen wir in dem vorliegenden Fall so wenig, wie von ähnlichen anderen Fällen; selbst von den Verhältnissen des Schädels ist nichts Zuverlässiges bekannt

und nur zu errathen, daß außer der eingedrückten Stirn besondere Auffälligkeiten an ihm nicht vorhanden waren.

Bei der Würdigung dieses Falles ist beständig, und selbst dem Urtheil des Beobachters gegenüber im Auge zu behalten, daß der fragliche Mensch viele Jahre lang aus eigener Kraft in der Wildniß sein Leben zu erhalten vermochte. Die zu dieser Leistung erforderlichen geistigen Eigenschaften stimmen nicht ganz überein mit manchen Zügen von Stupidität, welche in dem Berichte niedergelegt sind.

Wir wollen indessen mit Jenen, welche in dem vorliegenden ein blödsinniges Wesen erkennen, durchaus nicht streiten, sondern ihnen eine gewisse Form des Blödsinnes gerne zugeben. Allein es erhebt sich auch hier wieder die Frage, war dieser Zustand ein angeborner, oder erst in der Wildniß, durch den Abschluß von Menschen erworbener? Zu den verschiedenen bekannten Formen des erworbenen Blödsinns würde sich, wenn das letztere der Fall, eine neue gesellen, die Dementia ex separatione. Solche, in der Wildniß isolirt aufgewachsene Menschen wird man nicht zu jeder Zeit ihres Daseins für vollkommen bildungsfähig betrachten wollen. Sind sie in ihrem Zustand bereits erstarrt, was bei dem Einen früher, bei dem Andern später sich ereignen wird, dann ist es für alle Zeit vorbei mit ihrer vollkommenen Bildungsfähigkeit, selbst wenn sie nach ihrer Auffindung unter die rationellsten Bildungsbedingungen versetzt werden. Bleiben die dem Menschen adäquaten Einflüsse in seiner Jugendzeit aus, so werden wir uns nicht wundern dürfen, wenn in geeigneten Fällen aus diesem Mangel selbst degenerative Wirkungen auf das Gehirn entspringen. In minder zarten, minder empfindlichen Individuen kann die eigentlich pathologische Beeinflussung der Gehirnstructur und des Gehirnwachsthums geringer sein oder fehlen. Wir dürfen nicht vergessen, daß das menschliche Kind in den ersten beiden Lebensjahren unter der Wirkung seiner lebenden Umgebung mehr lernt, als in jeder späteren Zeit. Das Alter des Erlernens der Grundlagen ist also ein sehr frühzeitiges. Selbst die Sprache hat das Kind in dem genannten Alter schon zu erlernen angefangen. Bleiben nun diese Einflüsse aus, sei es bis zum 4., 6., 10. Lebensjahre, wie könnte dies Ausbleiben auf die normale Beschaffenheit des Gehirnes ohne Einfluß sein? Jedes Organ bedarf, um erhalten zu werden oder um sich zu seiner Höhe zu entwickeln, des adäquaten Reizes, so auch hier. Dasselbe ist der Fall, wenn die normalen Einflüsse der Umgebung zwar in den ersten Lebensjahren vorhanden waren, darauf aber plötzlich entzogen werden. Je später diese Entziehung stattfindet, um so mehr ist Aussicht

vorhanden für das Verbleiben gesunder Geisteszustände; je früher sie stattfindet, um so gefährlicher muß hiervon die Wirkung sein.

Wir haben Gelegenheit, selbst an Thieren höherer Classen entsprechende Beobachtungen zu machen. Ich meine nicht einmal solche Beobachtungen, welche die Folgen frühzeitiger Isolirung von ihrer natürlichen Umgebung klar stellen, sondern solche Erfahrungen, die Jeder besitzt. Junge Thiere geeigneter Art sind bildungsfähig und den Einwirkungen menschlicher Abrichtung zugänglich; alte dagegen versagen die ihnen zugemuthete Leistung. Und verhält es sich nicht auch bis zu einem gewissen Grade so bei dem gealterten Kulturmenschen selbst? Es ist ein altes Sprichwort: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr."

Wenn wir nun wahrnehmen, daß in der Isolirung mehr oder weniger gealterte Personen nicht mehr, oder nicht mehr vollständig den Kultureinflüssen zugänglich sind, die nach ihrer Rückkehr in die Gesellschaft auf sie einwirken; wenn sie selbst nicht mehr befähigt sind, die Sprache sich entweder völlig oder auch nur theilweise anzueignen, wer sollte dies für etwas Befremdliches halten? Es wäre vielmehr sonderbar, wenn es sich anders verhalten würde. So dürfen wir uns denn auch nicht wundern, wenn aus den Einflüssen der Isolirung sich eine Form des Blödsinns hervorzubilden vermag. Ob in dem vorliegenden Fall dies zutrifft oder nicht, ist für die Sache selbst nicht von Belang.

16. Der Knabe von Aveyron.

Es ist nützlich, mit den Erwägungen, zu welchen der vorhergehende Fall Veranlassung gab, auch den nunmehr zu betrachtenden ins Auge zu fassen. Gegenstand desselben ist ein in den Wäldern des Departement Aveyron aufgefangener Knabe.[1])

[1]) P. J. Virey, Dissertation sur un jeune enfant, trouvé dans les forêts du département de l'Aveyron comparé eux sauvages trouvés dans l'Europe en diverses époques, avec de remarques sur l'état primitif de l'Homme. Derselbe Gegenstand findet sich auch in desselben Verfassers:

Histoire naturelle du genre humain T. II, an IX, p. 289—350.

Nouveau Dictionnaire d'historie naturelle, T. XI, p. 329, Paris 1803. T. XV, 1817.

E. Itard, De l'éducation d'un homme sauvage, ou des premiers développements physiques et moraux du jeune sauvage de l'Aveyron. Paris 1801. 8. Fortsetzung. Rapports sur les nouveaux développements et l'état actuel du sauvage de l'Aveyron. Paris 1807. 8.

Den Knaben von Aveyron schildert Virey in dem soeben genannten Dictionnaire

Der Eindruck, den dieser Knabe auf die Menge seiner Beobachter machte, war bei manchen der, daß man ihn für einen kleinen Betrüger

---

d'histoire naturelle du genre humain 1803, B. XI, p. 329—331 mit folgenden Worten:

„Le dernier exemple est celui du jeune enfant de l'Aveyron qui vit à Paris, dans la maison des Sourds et Muets et sous la direction du célèbre instituteur Sicard. M. Bonnaterre en a donné une notice historique intéressante et j'ai publié une dissertation sur ce jeune sauvage, à la fin de mon Hist. nat. du Genre humain (t. 2, p. 289 et suiv.) On avoit apperçu, trois ans et demi avant l'an 1798, un enfant nu qui fuyait l'approche des hommes, et qui rôdoit dans les bois de la Caune, dans le département du Tarn. On le vit chercher des glands et des racines pour se nourrir; il fut pris, mais ensuite il s'échappa. Repris quinze mois après par trois chasseurs, en 1798, quoiqu'il eût grimpé sur un arbre, il fut conduit à la Caune. Il s'échappa encore, vécut vagabond pendant six mois, nu et exposé au froid d'un des hivers les plus rigoureux. Un jour d'hiver il entra dans une maison hors de la ville de Saint-Sernin, n'ayant que les restes d'une chemise. On lui présenta des pommes-de-terre; il les mangea crues (— die Dissertation sagt: „im Feuer halbgar geworden." Ref. —) ainsi que les châtaignes et les glands; il refusa tout autre aliment, tels que viande cuite ou crue, pain, pommes, poires, raisins, noix, oranges qu'il flairoit avant que de goûter. Il n'avoit aucun langage, mais il poussait des cris inarticulés; on le crut muet. Son regard étail effaré, et il ne songeait qu'à manger et à fuir dans les bois. Il supportait avec peine les habillemens et ne vouloit pas se coucher dans un lit. Par-toût où il se trouvoit, il faisoit ses besoins, et n'avoit aucune idée de pudeur, ni de tout ce qui distingue l'homme civilisé.

Ce jeune enfant avoit onze à douze ans quand je le vis pour la première fois à Paris; il était assez bien conformé et fort pour son âge; son nouveau genre de vie l'avoit beaucoup engraissé et l'avoit rendu plus lourd à la course, cependant il couroit encore fort vîte. Il marchoit droit en se balançant, et se tenait presque toujours accroupi, mangeant continuellement, et aimant à dormir ensuite. Sa peau, brune et sale, lorsqu'on le prit, devint blanche lorsqu'elle fut lavée. Il avoit des ongles fort longs, et ses cheveux blonds lui couvraient presque tout le visage. En venant à Paris, il fut attaqué de la petite-vérole, qui fut bénigne et se passa sans accident, quoiqu'il ne voulût rien prendre du tout pendant cette maladie. Il paraissoit avoir, par instans, des mouvemens spasmodiques, comme s'il avoit été effrayé. Ses gencives étaient presque dechaussées et il était devenu fort gras, parcequ'il était très-insonciant, ne cherchant qu'à manger et à dormir; mais lorsqu'on le prit, il était très maigre. Tous ses mouvemens étoient brusques, mais sûrs. Il ne savoit pas nager et ne grimpoit pas ordinairement sur les arbres, à moins que le danger ne l'y forçât. On l'a vu sauter d'un étage pour s'enfuir dans les bois. Ses mains n'étaient nullement calleuses et dures, mais il avoit de grands ongles, et ses doigts

hielt; andere erklärten ihn für einen Idioten, andere für einen Wilden. Nach den sorgfältigen Beobachtungen von Virey ist an ihm keinerlei ausgesprochenes Kennzeichen von Idiotismus bemerkbar; von Simulation aber könne überhaupt nicht die Rede sein. Aeußerlich unterscheidet sich der 11—12 jährige Knabe von keinem andern Kinde seines Alters; es ist vielmehr allein die psychische Beschaffenheit, die ihn zu einer besonderen Erscheinung stempelt.

Am 19. Thermidor des Jahres 8 der Republik bemerkte man des Nachmittags 3½ Uhr in dem Gehölz von Caune, welche den Namen la Bassine führt (Dép. du Tarn) ein vollständig nacktes Kind, welches beim Herannahen der Menschen davonlief. Man paßte ihm auf und sah, daß es Eicheln und Wurzeln suchte, um sie zu essen. Man ergriff

---

étoient d'une flexibilité étonnante. Il ne craignoit aucunement le grand froid et l'extrême chaleur; cependant il aimoit le frais et l'ombre en été, le feu en hiver. Sa peau avoit plusieurs cicatrices et mêmes des brûlures. Quand il suoit, il se parsemoit la peau de poussière, car il n'aimoit pas l'humidité. Il ne connaissoit pas la pudeur; il n'était pas encore pubère. Quoiqu'aimant à dormir souvent, son sommeil n'étoit jamais bien profond; en se couchant, il se blotissoit en boule, et se berçoit pour s'aider à dormir. Il haïssoit les enfans de son âge; cependant il n'étoit pas méchant et n'a jamais songé à faire du mal, puisqu'il ne faisoit même aucune attention au monde; il étoit comme innocent et idiot, quoiqu'on ne puisse pas le regarder comme imbécille. Son caractère étoit fort doux, mais il n'aimoit point à être contrarié. Son âme étoit franche et grossière, selon nos manières; elle étoit égoïste, mais simple et bornée.

Ce sauvage demeuroit toujours sur ses gardes et paraissoit gêné par la présence des hommes; il aimoit beaucoup la solitude; il ne savoit pas lancer des pierres; et, sans être craintif, il ne montroit pas un courage supérieur à celui de tout autre enfant de son âge. Lorsqu'il éprouvoit quelque affection, il poussoit des cris bruyans, ou un murmure de la gorge; il avoit, lorsqu'on le prit, quelque signes naturels des passions. Il n'étoit pas sourd, mais le défaut d'attention et l'ignorance de notre langue faisoit qu'il n'y donnoit aucune attention. Aujourd'hui, il commence à comprendre plusieurs choses, et même à parler un peu.

Le jeune Aveyronais flairoit toutes les mourritures qu'on lui offroit, et je l'ai vu refuser plusieurs fruits différens de ceux qu'il trouvoit dans ses bois, comme des poires, des pommes, des raisins, des cerises; il préférait les fruits à la chair et au pain, et il rejetoit tous nos ragoûts, ainsi que le sucre, le sel. Il étoit fort enclin à dérober des fruits et des autres nourritures, mais non pas des objets précieux, car il n'en faisoit aucun cas. Enfin toutes ses affections, toute son âme étoit concentrée dans ses seuls besoins naturels, le manger, le boire, le sommeil et sa conservation; il ne songeoit qu'à lui seul, il ne sentoit que lui et étoit un égoiste parfait."

es, aber es entsprang wieder. 15 Monate nach dieser Zeit fand man wieder seine Spur. Es erkletterte einen Baum, aber diese Zufluchtsstätte konnte es den Jägern nicht entziehen. Sie bemächtigten sich des Knaben und führten ihn nach Caune. Zu einer Wittwe in Pension gegeben, entwischte er nach Verlauf von acht Tagen und irrte auf den Bergen und in den Weilern umher. So lebte er vagabundirend wieder sechs Monate, der Kälte eines der strengsten Winter ausgesetzt.

Als die Jahreszeit milder wurde, trat er am 19. Nivôse des Jahres 8, um 7 Uhr früh, außerhalb der Stadt St. Sernin bei einem Färber ein, mit den letzten Resten eines Hemdes bekleidet, welches er sechs Monate zuvor in Caune erhalten hatte. Der dortige Regierungscommissär berichtet von ihm, daß er sich mit Vergnügen wärmte, ein unruhiges Verhalten zeigte, auf keine Frage antwortete, weder durch die Stimme noch durch Zeichen. Wiederholte Liebkosungen aber machten ihn zutraulicher. Man gab ihm Erdäpfel, die er in's Feuer warf, um sie zu braten. Gekochtes oder rohes Fleisch, Brod, Käse, Aepfel, Birnen, Trauben, Nüsse, Kastanien, Eicheln, Pastinak und Orangen, die man ihm vorhielt, beroch er, nahm sie aber nicht an. Die halbgaren Kartoffeln dagegen aß er, während er Wein widerwillig zurückwies.

Am 20. Nivôse brachte man ihn in das Hospiz St. Afrique. Guiraud fand ihn hier stumm. Vierzehn Tage später schien seine Zunge etwas gelöst, insofern er zu schreien vermochte. Kleidung wollte er nicht dulden; er entfernte sie oder zerriß sie. Er verschmähte anfänglich das Bett, gewöhnte sich aber allmählich daran. Er lebte damals allein von Erdäpfeln, Nüssen und Kastanien in rohem Zustand, gewöhnte sich aber nach und nach an Suppe mit Schwarzbrod. Wiederholt machte er Fluchtversuche.

Am 15. Pluviôse des Jahres 8 brachte man ihn nach Rhodès zu dem Naturforscher Bonnaterre. Der Minister des Innern ließ ihn darauf nach Paris bringen. Bonnaterre gedenkt eines Gerüchtes, nach welchem der Knabe einem gewissen N. und seiner Frau X. gehöre, von diesen aber in seinem sechsten Jahre ausgestoßen worden sei, weil er stumm war; doch es ist dies nur eine Conjectur.

In Rhodès machte seine körperliche Entwickelung bedeutende Fortschritte; er wuchs beträchtlich und sein Körper kräftigte sich.

Wenn er heftigen Drang zum Essen, zur Flucht oder zum Schlafengehen hat, entwickelt er Lebhaftigkeit und zeigt Ungeduld, Raschheit und Zorn. Wenn man ihm widersteht, so wird er ärgerlich, wirft sich hin und her, stampft mit den Füßen, schüttelt den Kopf, beißt, kneipt, kratzt, weint und schreit. Sein Blick ist ein wenig verstört und befestigt

sich auf nichts, seine Nahrung ausgenommen und die Gegenstände seiner Neigung oder Abneigung. Diejenigen Personen, die ihm sein Essen bringen, weiß er von den übrigen sehr wohl zu unterscheiden. Seine Bewegungen sind rasch und zugleich sehr sicher. Sein Lager hält er sehr reinlich. Beim Uriniren bückt er sich, steht jedoch aufrecht bei der Entleerung des Darmes. Kinder flieht er und haßt dieselben. Schamhaftigkeit fehlt. Wenn er etwas fürchtet, wirft er sich in die Arme seines Führers und treibt diesen gegen das Zimmer, um sich darin einzuschließen. Ein bellender Hund macht ihm keine Furcht, aber er hütet sich vor ihm. Was er in seinen Händen trägt, hält er sicher.

Beim Anblick eines Waldes äußert er lebhafte Zeichen von Freude, Sehnsucht und Kummer. Feuer macht ihm Vergnügen und wärmt er sich gern daran, obwohl es nicht kalt ist.

Die Zunge ist wohl gebildet; seine Sprache aber besteht nur aus unarticulirten Lauten. Nur selten läßt er solche vernehmen, außer bei irgend einer Aufregung; dann sind sie jedoch laut und lärmend, besonders bei Zorn oder Mißfallen. In der Freude lacht er laut und läßt in zufriedener Stimmung gern eine Art Murmeln hören. Er hat natürliche Zeichen in geringer Zahl, lauter solche der Leidenschaft; von conventionellen Zeichen hat er seit seiner Gefangenschaft welche gelernt. Seine natürlichen Laute lassen annehmen, er sei nicht wirklich stumm, obgleich auch stumme Menschen einige Schreie hervorzubringen vermögen. Sein Gehör ist sehr scharf; er hört es, wenn eine Nuß hinter ihm geknackt wird, wenn ein Hund bellt, den er nicht sieht, wenn eine Thüre im Finstern geöffnet wird. Ob man aber spricht oder schreit, singt oder musicirt, an ihn das Wort richtet oder ihm in's Ohr flüstert, er achtet nicht darauf, er ist davon nicht überrascht, besonders dann nicht, wenn er mit dem Essen beschäftigt ist. Das Einzige, was ihn zu bändigen vermag, ist der Ueberfluß an Nahrung. Von Nahrungsmitteln nimmt er nur diejenigen an, die seinem Geruch behagen. Auch sein Geschmack ist, wie es scheint, ein feiner zu nennen, da zwischen Geruch- und Geschmacksinn Beziehungen vorhanden sind.

Kartoffeln oder Wurzeln aus der Erde zu graben ist er sehr geschickt und bedient sich hierzu seiner Nägel. Puffbohnen, Kohl, Erbsen, Kastanien, Haselnüsse, Bucheln, Eicheln, Rüben, Erdäpfel u. s. w. behagen ihm, Cerealien nicht sonderlich. Auch hat man ihn ein frisches Eichhörnchen essen sehen. Weißes Brod mag er nicht, hat sich jedoch an schwarzes gewöhnt, und pflegte davon etwa $2^1/_2$ Pfund täglich zu essen, ohne die übrigen Sachen. Aepfel, Birnen, Kirschen und anderes Obst verschmäht er sonderbarer Weise, vielleicht weil er sie nicht kennt und

in den Wäldern nicht gefunden hatte. Auch Zucker nimmt er nicht an oder gezuckerte Speisen; ebensowenig gewürzte Dinge. Um Nüsse zu öffnen, bediente er sich anfänglich der Zähne, später, nachdem er es von seiner Umgebung gelernt hatte, eines Steines. Seine Kleidung beachtet er nicht und sieht nicht auf Reinlichkeit derselben.

Während er früher Alles roh zu essen gewöhnt war, zieht er es jetzt vor, Erdäpfel u. s. w. gekocht zu essen. Gekochtes Fleisch vermag er in kleiner Menge, ohne Gewürz und Salz zu genießen; doch zieht er die erwähnten Früchte und Leguminosen weitaus vor. Sein Getränke ist Wasser in großer Menge. Früher hielt er den Mund an Flüsse und Quellen, gegenwärtig aber hat er den Gebrauch eines Gefäßes gelernt. Wein, Bier, Branntwein u. s. w. verschmäht er beharrlich und findet sie sehr schlecht. An Milch hat man ihn einigermaßen gewöhnt, während er sie anfänglich verweigerte. Ißt er Dinge, die ihm munden, so wiegt er sich leicht von einer Seite zur andern, läßt auch ein continuirliches Brummen hören, das seine Befriedigung ausdrückt. Es ist ein Vergnügen, ihn mit seinen kleinen Fingern (denn er bedient sich keines Werkzeuges hierzu) Erbsen oder andere kleine Nahrung gegen den Mund führen zu sehen; er zeigt dabei eine solche Gewandtheit, daß er nie ein Theilchen fallen läßt. Langes Kauen ist nicht seine Sache. Er ist gierig und ungeduldig, wenn er ein Nahrungsmittel sucht, es drängt ihn, dasselbe zu verzehren. Er sieht mehr auf die Menge, als auf die Beschaffenheit. Gibt man ihm mehr, als er zu essen vermag, so sammelt er es, hebt es auf, verbirgt es, ohne es am andern Tage je zu vergessen; so scheint er eine Voraussicht des künftigen Bedürfnisses zu haben. Er respektirt nicht die Portion seines Nachbars, hat keine Vorstellung von Besitz, sondern ist bestrebt, Alles allein zu haben. So ist er auch sehr geneigt zur Dieberei und sehr geschickt darin, denn er sieht bloß auf sich selbst. Den Werth von Edelsteinen, Geld und Gold kennt er jedoch nicht (was ganz selbstverständlich ist; aber man hätte es ihn vielleicht lehren können; Ref.). Dankbarkeit gegen seine Ernährer ist ihm fremd und scheint es, als ob er glaube, daß die Person, die ihm Etwas gibt, nichts damit anzufangen wisse, weniger aber, daß sie es ihm schuldig sei. Er gibt gern zu, daß ihm Jemand sein Essen zurichtet und schält, doch ist er dafür nicht erkenntlich, es läßt ihn dies indifferent. Essen, Trinken, Schlafen, Selbsterhaltung, der Wunsch im Freien zu sein, sind seine einzigen Triebfedern. Mit Dingen, die hierauf in Beziehung stehen, wird sein ganzes Thun ausgefüllt; er ist der reine Egoist. Man hat nie ein Zeichen von Mitleid an ihm bemerkt.

Eine Bemerkung von Virey im Nouveau Dictionnaire d'histoire

naturelle vom Jahre 1803 setzt noch hinzu (T. XI, p. 331): „Er war nicht taub, aber der Mangel an Aufmerksamkeit und seine Unkenntniß unserer Sprache bewirkten, daß er darauf gar nicht Acht hatte. Gegenwärtig fängt er an, mehrere Dinge zu verstehen und selbst ein wenig zu sprechen."

In demselben Dictionnaire vom Jahre 1817 aber (T. XV, p. 269) sagt Virey: „Aujourd'hui, il comprend plusieurs choses, mais sans articuler des mots . . . . Aujourd'hui cet individu est resté effaré, à demi sauvage, et n'a pu apprendre à parler, malgré les soins qu'on en a pris." Hieraus geht hervor, daß der Knabe von Aveyron, wenn er überhaupt Einiges sprechen lernte, doch jedenfalls nur bei den allerersten Anfängen hierzu stehen geblieben ist.

Von einem gewissen Interesse ist noch folgende Bemerkung von Dr. J. Larrey, Hauptchirurg im Hospital der königlichen Garde [1]). Larrey sah im Sommer 1812 zu Wilna das Skelett eines Zwerges, der am ganzen Leibe behaart war und den man zu verschiedenen Zeiten in den Wäldern von Lithauen gesehen hatte, angethan mit rohen Thierfellen, und sich nährend von Fleisch und wilden Früchten. An diesem Skelett glaubte er eine Aehnlichkeit mit dem des Orang-Utan zu erkennen, und der Schädel schien in mancher Hinsicht dem Kopf des Wilden von Aveyron, den er bei Dr. Itard in Paris gesehen hatte, nicht unähnlich zu sein. Die betreffende Stelle ist folgende: „On voit aussi, dans ce cabinet, le squelette d'un homme nain, dont la naissance n'avoit pas été connue, et qu'on avoit rencontré plusieurs fois dans les forêts de la Lithuanie, vêtu de peaux d'animaux non préparées. Son corps étoit couvert de poils. Il s'approchait rarement des habitations; il se nourrissait de chair, d'animaux et de fruits sauvages, dont il faisait sans doute provision dans la belle saison. Voilà les seuls détails que nous avons pu recueillir sur la vie de cet homme, dont le crâne m'a paru avoir beaucoup de rapport avec la tête du sauvage de l'Aveyron que j'avais vu chez M. le docteur Itard, à mon retour d'Egypte. Le squelette du sauvage de la Lithuanie a beaucoup d'analogie avec celui de l'orang-outang. Le crâne est très-petit, comparativement avec celui des personnes mêmes de cette taille et de cet âge. Le front est presque nul, l'occiput est très développé et forme une saillie très forte à la protuberance occipitale. Les deux mâchoires sont très-saillantes aux arcades

---

[1]) Mémoire de Chirurgie militaire et Campagnes de Baron J. Larrey. Tome IV, Paris 1817, p. 17.

dentaires; les dents incisives et canines, d'une blancheur éclatante, sont presque coniques, aiguës, et plus longues que dans l'état ordinaire. Les membres supérieurs ont plus de longueur que chez l'homme bien constitué; les inférieurs sont très-courts en proportion et les calcaneums très prolongés en arrière."

Der lithauische Zwerg, von dessen Skelett Larrey hier spricht, ist jedenfalls ein anderes Individuum, als die lithauischen wilden Knaben, von welchen früher (S. 21) die Rede war, und darf demgemäß nicht mit letzteren verwechselt werden. Der Schädel jenes Zwerges hat nach Larrey's Beschreibung anscheinend Aehnlichkeit mit gewissen Schädelformen von Idioten; in welchem Maße, daß läßt sich aus den oberflächlichen Bemerkungen von Larrey natürlich nicht erkennen. Ob ein besonderes Gewicht auf Larrey's weitere Angabe zu legen ist, daß der Kopf des Knaben von Aveyron demjenigen des Zwerges von Wilna ähnlich sei, muß dahingestellt bleiben. Auffallend ist, daß Virey, der doch den Knaben Jahre hindurch zu beobachten Gelegenheit hatte, nichts von einer solchen höchst auffallenden Abnormität des Kopfes erwähnt, daß er im Gegentheil ausdrücklich angibt, der Knabe unterscheide sich äußerlich in nichts von andern Knaben seines Alters.

Im Uebrigen bleibt zu bedauern, daß von den späteren Schicksalen des Knaben von Aveyron nichts bekannt geworden ist. Wir wissen aus diesem Grunde weder etwas Zuverlässiges und Genaues über die Verhältnisse seines Schädels, noch über diejenigen seines Gehirnes. Dies darf uns aber nicht verhindern, den Werth derjenigen Angaben Virey's, welche sich auf die Lebenserscheinungen seines Knaben beziehen, zu unterschätzen. Aus diesen nun geht mit Sicherheit hervor, daß der Knabe im Stande war, aus eigenen Kräften in der Wildniß sein Fortkommen zu finden, seine Bedürfnisse zu befriedigen und sich den Gefahren der Wildniß zu entziehen. Einem gebornen Idioten fehlt diese Möglichkeit, er würde sich selbst überlassen in der Wildniß zu Grunde gegangen sein. Und so werden wir auch dazu genöthigt sein, den Knaben von Aveyron nicht zu den gebornen Idioten zu rechnen.

Aber selbst wenn wir hierin irren sollten, selbst wenn sowohl dieser wie der vorausgehend beschriebene Fall von Kronstadt bereits dem angebornen Idiotismus überwiesen werden müßten, so zeigt uns schon die Schwierigkeit, gewisse Formen von angebornem Idiotismus von den möglichen Folgezuständen der I s o l i r u n g zu unterscheiden, genau die Punkte, auf deren Wahrnehmung es ankommt: Die Anlagen der Seelenvermögen des Menschen und ihre Organe bleiben in Folge des Einflusses dauernder Isolirung entweder intact und ausbildungsfähig, oder sie ver-

lieren diese Ausbildungsfähigkeit in verschiedenem Grade und unterliegen einem mehr oder weniger weit gehenden Unbeweglichkeit, einer geringer oder stärker hervortretenden Erstarrung, einer leichteren oder tiefer greifenden Entartung.

Als ein Beispiel der ersten Reihe gilt uns neben anderen das Mädchen von Songi; als Beispiele der zweiten Reihe die Knaben von Lithauen. Die übrigen im Vorhergehenden beschriebenen Fälle lehnen sich mehr an das eine oder an das andere dieser Beispiele an; ein Theil derselben endlich läßt es zweifelhaft, ob nicht angeborner Idiotismus geringeren Grades vorliegt.

Die Psychiatrie hat sich bisher mit diesen Fällen nicht beschäftigt; wir zweifeln aber nicht daran, daß dies in der Folge noch geschehen wird. Wird sie auch gleich uns die Mangelhaftigkeit der Beobachtung vieler Fälle beklagen, so wird sie doch schwerlich sich der Nothwendigkeit entziehen können, eine Dementia ex separatione in dem Sinne zuzugeben, wie wir ihn hier und auf S. 54 entwickelt haben.

Das Bild, welches uns in den Isolirten entgegen tritt, zeigt hiernach eine gewisse Mannigfaltigkeit der Erscheinung und es ergibt sich ein gewisser Spielraum, in welchem die einzelnen Fälle sich bewegen können. Dies hängt in leicht verständlicher Weise zusammen mit den Verschiedenheiten der individuellen Reizbarkeit, der Dauer, des Grades und des Anfangs der Isolirung. Doch wir wollen der Aufgabe des folgenden Abschnittes hier nicht vorgreifen.

II. Beurtheilung.

Es ist schon so lange Zeit verflossen, seitdem die Verwilderten zum letzten Male der Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen sind daß die Gegenwart kaum mehr von ihnen Kenntniß besitzt. Wenn auch ihr Dasein von dem Gedächtniß Einiger noch festgehalten wird, so können sie doch im Bewußtsein der Meisten entweder als erloschen gelten, oder sie haben niemals die Schwelle dieses Bewußtseins überschritten.

Verdienen sie aber das Schicksal, der Nacht der Vergessenheit anheimzufallen? Erleidet unser Besitz an Thatsachen der menschlichen Geschichte keine Einbuße, wenn wir den Staub, der sie bereits bedeckt, unberührt lassen und wenn wir ihm gestatten, sich noch mächtiger anzusammeln und die Bedeckten immer tiefer einzuhüllen?

Von den unzähligen Menschen, welche seit den ältesten Zeiten bis herab zu uns den Erdball bevölkert haben, sind nur äußerst wenige in die Lage gerathen, die uns an der betrachteten Gruppe von Menschen besonders interessirt. Es sind ihrer wohl weit mehr in die gleiche Lage gerathen, aber sie sind zu Grunde gegangen und wir haben von ihnen keine Erfahrung. Nur eine ganz kleine Gruppe von Menschen der betrachteten Art hat also die Geschichte der Jahrtausende zu unserer Verfügung gestellt. Soll dies umsonst geschehen sein? Sollen und können wir empfindungslos daran vorübergehen? Der außerordentliche Eindruck, welchen die einzelnen Fälle zur Zeit ihrer Entdeckung auf die Lebenden machten, war nicht unberechtigt. Niemand konnte sich ihm entziehen. Und auch wir haben Veranlassung genug, uns jener Gruppe von Menschen wieder zu erinnern und sie dem Schicksal der Verschollenheit zu entreißen.

Es geschah in den Tagen des würdigen Anatomen Blumenbach und

des trefflichen Zoologen Schreber, daß unser Gegenstand zum letzten Mal von Seiten der Naturforschung in Betrachtung gezogen worden ist. Fast ein Jahrhundert ist seitdem verflossen. Späterhin bemächtigte sich des Gegenstandes noch einmal in eingehender Weise die Philosophie. Die Ergebnisse jener und dieser Untersuchungen sind nicht die unsrigen. Seit jener Zeit haben die Naturwissenschaften sehr bedeutende Fortschritte gemacht und im Zusammenhange damit erscheint uns derselbe Gegenstand in einem ganz anderen Lichte, als es vorher der Fall war. Der Standtpunkt, von welchem in gegenwärtiger Zeit die sich hierüber erhebenden Fragen beurtheilt werden müssen, hat sich so wesentlich verändert, daß ein verschiedenes Ergebniß nicht auffallend, eine Wiederaufnahme des Stoffes aber geboten erscheint.

Vielleicht könnte man einwenden, es lasse sich bei dem gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft alles, was jene Fälle zu zeigen vermögen, auch ohne sie durch Schlußfolgerungen gewinnen. In der That kann Vieles von dem, was uns durch sie geboten wird, durch Schlußfolgerungen erreicht werden. Dies aber ist keineswegs in allen Stücken bereits ausgeführt worden, so nahe die Veranlassung auch lag; vielmehr sind sehr gewöhnlich, soweit es geschehen ist, gerade die entgegengesetzten Schlußfolgerungen gezogen worden im Vergleich mit dem, was sie uns wirklich zeigen. In wie weit aber Schlüsse zu übereinstimmendem Ergebniß gelangt sind, ist es nichts weniger als gleichgültig, ob die Erfahrung sie auch bestätigt habe. Vielmehr verleiht eine Bestätigung des Schlusses durch die Erfahrung ersterem erst die rechte Kraft und Sicherheit; die Erfahrung wird durch Schlüsse oder gar durch Vermuthungen nicht überflüssig gemacht.

Wenn wir uns nun dazu anschicken, den Inhalt jener Fälle zu untersuchen, so sei hier daran erinnert, daß die Selbstgefälligkeit der unvorbereiteten Menschen durch die erhaltenen Ergebnisse eine starke Erschütterung und eine schwere Demüthigung erleidet. Es liegt dies sogar in unserer Absicht. Ist es denn aber wohlgethan, so zu verfahren? Ist es nicht weit vorzüglicher, dem Menschen, wie er es selbst begehrt, lauter hohe, kräftigende Ideale vorzuhalten, nach welchen er streben kann, und welche ihn zu sich emporzuziehen vermögen? Einem solchen Vorwurf gegenüber müßten wir verstummen, wenn irgendwie die Absicht vorliegen würde, die Kräfte des Menschen zu schwächen oder zu erniedrigen. Auch kann es uns nicht entfernt einfallen, die rechten Ideale hinfällig oder unwirksam machen zu wollen. Diese bleiben dieselben und behalten ihre alte Kraft, auch wenn die Selbstgefälligkeit eine Einbuße erleidet. Nicht eine Schwächung, sondern eine Stärkung der menschlichen Kraft ist

unsere Absicht. Wie dies zu erreichen sei, wird das Folgende zu zeigen haben; hier ist nur zu bemerken, Selbstgefälligkeit sei keine Kraft, sondern eine gefährliche Schwäche.

Lassen wir die furchtbaren und verheerenden Wirkungen dauernder Isolirung im Zusammenhang an unseren Augen vorüberziehen, was zeigen sie uns vor Allem?

Das wichtigste und unentbehrlichste Mittel zur Ausbildung des Menschen zu einem Vernunftwesen beruht auf einer fortwirkenden Verbindung mit Menschen. Kein anderer irdischer oder außerirdischer Gegenstand, sei er belebt oder unbelebt, übt auf ihn auch nur entfernt einen solchen Einfluß aus, als seines Gleichen. Wie der Diamant geschliffen wird durch den Staub des Diamanten, so verhält es sich auch, und in noch viel höherem Grade mit dem Menschen. Ohne fortwirkende Verbindung mit seines Gleichen verharrt der Mensch auf sprachloser, vernunftloser, denkbar niedrigster Stufe, ohne Fähigkeit der Erhebung. Menschen, welche frühzeitig aus irgend einem Grunde von Menschen abkamen und verloren gingen, im Walde und in der Wildniß für sich allein oder unter Thieren aufwuchsen, haben demgemäß den menschlichen Charakter mehr oder weniger eingebüßt, oder ihn überhaupt nicht angenommen. Ohne menschliches Bewußtsein, ohne Sprache geblieben, haben sie diese oft selbst nicht mehr erlangt, nachdem die geeignete Zeit der Spracherlernung und gesammten geistigen Entwickelung bereits abgelaufen und unterdessen ein Zustand unlösbarer Erstarrung auf vernunftloser Stufe eingetreten war, — obgleich sie nach Jahren der Isolirung wieder in die menschliche Gesellschaft zurückgelangten. In letzterer beginnt für sie im günstigsten Falle ein neues Leben und das vorhergehende schwindet vollständig oder bis auf geringe Spuren aus ihrer Erinnerung, wie uns etwa die Erinnerung an die ersten Lebensjahre verloren geht. In manchen Fällen sehen wir statt des aufrechten Ganges die Gangart der Thiere nachgeahmt und die Gewöhnung an den aufrechten Gang erschwert. Der Körper ist mehr oder weniger stark behaart, die Haut trocken, weiß oder gelb. Der Blick ist stier oder wild; sie gewöhnen sich nur mühsam und öfters auf Kosten ihrer Gesundheit an gekochte Speisen, während sie früher verzehrten, was ihnen die Wildniß an Nahrung zu bieten vermochte. So wenig entwickelungsfähig in der Regel ihre geistigen Fähigkeiten in der Folge sich zeigten, so schwach erscheinen dieselben auch in der Wildniß ausgebildet, d. h. sie nehmen in dieser Hinsicht eine Stufe ein, die etwa derjenigen der höchsten Thiere entspricht. Ihre Fertigkeit im Laufen, Klettern, Springen und Schwimmen ist dagegen in ganz übereinstimmender Weise oft sehr in die Augen

fallend. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß Kinder mit bereits erlangtem Bewußtsein, wenn sie das Unglück haben in die Wildniß zu gerathen und dort durch besondere Umstände am Leben bleiben, die Erinnerung an den bewußten Zustand sowie die Sprache wieder verlieren.

Ganz anders ist das Bild, welches wir den Isolirten gegenüber erhalten, wenn wir selbst nur die Angehörigen der tiefst stehenden Naturvölker betrachten. Hier treten bereits gewaltige Wirkungen des Lebens in einem Verbande von Menschen zu Tage: denn selbst die niedrigst stehenden Naturvölker sind im Besitze von Sprachen, sie sind zu einem primitiven Staate vereinigt, zu gemeinsamer Abwehr von Feinden ausgerüstet, zu gemeinsamer Ausführung nützlicher Unternehmungen befähigt. Sie haben die ersten Anfänge von religiösen Regungen zur Ausbildung gebracht, verfertigen Werkzeuge, Waffen und Geräthe verschiedener Art, verstehen Feuer zu entzünden und beerdigen ihre Todten.

Welch ein ungeheurer Abstand liegt zwischen den Zuständen sämmtlicher Naturvölker und denjenigen der Isolirten! Es bedarf gar nicht der Heranziehung der Kulturvölker, um die Größe des Unterschieds zur vollen Empfindung gelangen zu lassen; es genügen hierzu schon die niedrigsten Naturvölker ganz allein. Vergleichen wir doch mit ihnen z. B. die Zustände jenes Knaben, der 1661 im Alter von etwa neun Jahren, im Großherzogthum Lithauen unter den Bären gefunden wurde! Er vertheidigte sich tapfer, als er gefangen wurde, hatte aber weder menschliche Stimme noch Sprache. Nur mühsam lernte er menschliche Nahrung zu sich nehmen, nur mühsam aufrecht stehen und man mußte ihn an die Wand stellen, um ihm die aufrechte Haltung zu lehren und anzugewöhnen. Alle aufgewendete Mühe, ihn zahm zu machen blieb indessen fruchtlos; er war und blieb wild. Im Uebrigen war sein Körper wohlgebildet und seine Haut weiß. Dieses Beispiel genügt für alle übrigen, die wir ja früher kennen gelernt haben.

Diese Beispiele bringen uns aber bis zu einem Grade die vielgesuchte Gestalt der frühesten Menschen vor Augen, welchen wir übrigens den aufrechten Gang durchaus zuerkennen müssen. Die ursprünglichen Zustände des frühesten urgeschichtlichen Menschen können von denjenigen unserer Verwilderten nicht sehr verschieden gewesen sein, wie die urgeschichtliche Forschung uns belehrt. Denn letztere zeigt uns für die gesuchten Anfänge eine Stufe, auf welcher die Sprachentwickelung ihren ersten Anfang nahm und die gesammte Kultur, die wir jetzt als langsam errungenen Besitz des Menschen bewundern, noch im Eizustande sich befand. Die frühesten urgeschichtlichen Menschen waren gegen die Isolirten

freilich dadurch bedeutend im Vortheil, daß sie in Gesellschaft lebten und deren wenn auch noch nicht hochgewachsene, aber unter allen Umständen bedeutende Einflüsse in sich aufnehmen konnten. Verfolgen wir also unsere gegenwärtige Kultur an der Hand der Erfahrung auf ihre frühesten Anfänge zurück, so treffen wir zwar nicht in ganzer Vollständigkeit, aber doch in deutlicher Nähelage auf diejenigen Zustände, welche die Isolirten kennzeichnen. Selbst Derjenige, welcher hartnäckig daran festhalten wollte, alle jene Fälle von Isolirung seien als ungenügend beobachtet zurückzuweisen, wird nicht umhin können, einen ähnlichen Erfolg für den Fall zuzugestehen, als gegenwärtig ein Kind in isolirende Bedingungen versetzt würde; und er würde zugeben müssen, alle jene Fälle seien, wenn nicht vollständig wahr, doch sehr der Wahrheit gemäß erfunden worden. Von drei verschiedenen Seiten aus vorgehend erhalten wir somit das gleiche Ergebniß: von Seiten der Zurückverfolgung der Kultur auf ihre ersten Anfänge an der Hand der urgeschichtlichen Forschung; von Seiten der Schlußfolgerung gegenüber einer in Gedanken vollzogenen Experimentaluntersuchung Isolirter; und endlich von Seiten der Erfahrung, die uns die wirkliche Beobachtung Isolirter vermittelt hat.

Dieselben Erfahrungen schützen uns ferner vor einer einseitigen Beurtheilung des Werthes des Menschen. Denn es ist klar, daß der Mensch durch sich selbst und durch sich allein nur einen sehr geringen Werth darstellt; denn er erhebt sich aus eigener Kraft nicht über thierische Zustände. So werden wir also genöthigt sein, zwischen dem Rohwerth und dem Kulturwerth des Menschen streng zu unterscheiden. Der Kulturwerth des Menschen wird dargestellt durch die geschehene Aufnahme und Verwerthung des überlieferten tausendjährigen geistigen Besitzthums vorausgegangener Zeitalter.

Das Anwachsen und die Ueberlieferung alles geistigen Besitzes vollzieht sich aber nicht in einem beziehungslosen Nebeneinander von vielen Einzelnen, sondern ausschließlich in den zu einem Organismus sich angliedernden einzelnen Bestandtheilen, von dem sie abhängig sind und welcher sie unter seine Wirkung stellt. Der Kulturwerth ist demnach das Erzeugniß der staatlichen Organisation und kann mit Recht und vielleicht noch zweckmäßiger Organisationswerth genannt werden.

Wie aus dieser kurzen Zusammenstellung der Ergebnisse erhellt, strahlen dieselben nach sehr verschiedenen Richtungen hin Licht aus und es gilt darum, sie im Einzelnen in das Auge zu fassen.

Sie lassen sich leicht in natürliche Gruppen zerlegen und werden wir auf diese Weise am sichersten dazu gelangen, sie in ihrem ganzen Umfang und in ihrer Tragweite kennen zu lernen. So wird es uns

nicht schwer fallen, die philosophische Bedeutung der Isolirten richtig zu würdigen; die Nichtentzündung der Vernunft, das Verharren der Isolirten auf sprachloser Stufe gehören diesem Bereich an.

Die urgeschichtliche Bedeutung der Isolirten ist an dem Umstande erkennbar, daß sie uns Bilder vor die Augen stellen, welche an die frühesten Anfänge unseres Geschlechts erinnern.

Die pädagogische Bedeutung erhellt aus der Thatsache, daß die Isolirten uns den vollständigen Gegensatz der Erziehung und des Unterrichtes vor die Seele führen. Bis zum vollständigen Mangel der Erziehung und zu seinen Folgen müssen wir hinabsteigen, um über die Möglichkeit und die Berechtigung, den Werth und das Wesen, den Stoff und die Zeit, die Methoden und die Fehler der Erziehung und des Unterrichtes gründliche Anschauungen zu gewinnen.

Die politische Bedeutung der Isolirten endlich ist so groß und augenfällig, daß wir ihren Rang unbedenklich als den überwiegenden bezeichnen. Die politische Bedeutung der Isolirten geht aus der Thatsache hervor, daß sie den vollständigen Gegensatz zu jedem politischen Verbande, zu jeder staatlichen Organisation darstellen. Aus den Gegensätzen aber ergibt sich am leichtesten die gesuchte Bedeutung.

a) Philosophische Bedeutung.

Lassen wir Alles zurück, was ebensogut oder besser an anderen lebenden Wesen, als an den Isolirten wahrgenommen und abgeleitet werden kann, und halten wir uns, wie billig, an das, wozu sie sich vorzüglich eignen, so ist das Erste, was uns an ihnen in die Augen fallen muß, der Mangel einer Sprache.

Diejenigen, welche ohne Rücksicht auf die Ergebnisse der neueren Sprachforschung auf der Ansicht beharren wollten, die Sprache sei ein dem Menschen anerschaffenes Wunderwerk, nicht aber ein langsam gereiftes Erzeugniß seiner eigenen Geistesthätigkeit, werden durch das Zeugniß der Isolirten in nicht geringe Verlegenheit gesetzt.

Sie sollten doch erwarten, daß die Isolirten, in der Wildniß vereinsamt Aufgewachsenen, sobald sich ihnen die erste Gelegenheit bietet, bei ihrer Rückkehr in die Gesellschaft mit Menschen zu sprechen, nun auch mit großem Eifer die Gelegenheit ergreifen würden, um in irgend einer bekannten oder unbekannten Sprache von ihren Erlebnissen und Schicksalen den staunenden Zuhörern willkommene Kunde zu geben. Allein die Isolirten schweigen beharrlich, kein Wort, keine Rede geht von ihren

Lippen aus, im höchsten Falle sind es thierische Laute, die sie ausstoßen. Sie sind zugleich so weit davon entfernt, auch nur mit einer Silbe angeborene Ideen zu äußern, daß sie sogar den eifrigsten Versuchen, sie mit der Zeit das Sprechen zu lehren, den schwersten, oft unüberwindlichen Widerstand entgegenzustellen pflegen.

Sie beweisen vielmehr durch ihr Schweigen sowohl, als durch ihr Unverständniß der an sie in irgend einer Sprache gerichteten Worte auf unzweideutige Weise, die Sprache sei ein Organisationserzeugniß des Menschen. Was ein tausendjähriges Wachsthum aus einfachen Anfängen durch das Verkehrsleben der Menschheit zu dem Riesenbau der Sprache entwickelte, das vermag ein armer Isolirter weder in kurzer Zeit, noch überhaupt hervorzubringen. Die Sprache, so sehen wir, ist ferner kein Gebilde, welches sich vererbt und frei aus dem Individuum hervorwächst, wenn dieses dem Einfluß bereits Sprechender entzogen wird. Sie muß vielmehr dem Nichtbesitzenden vom Besitzer mitgetheilt werden. Ja noch mehr; wir haben alle Ursache anzunehmen, daß Individuen, welche durch Mittheilung der Sprache bis zu einem mehr oder weniger hohen Grade mächtig geworden sind, die Sprache wieder aus dem Gedächtniß verlieren und auf sprachlose Stufe zurücksinken, wenn sie dauernd in die Wildniß gerathen und isolirt werden.

So belehren uns also die Isolirten mit der Kraft eines Experimentalbeweises über eine Thatsache, die schon Plinius geläufig war, indem er sagt: „Nudum in nuda humo, natali die abjecit natura, ad vagitus statim et ploratum, manibus pedibusque devinciendum, flens Animal ceteris imperaturum; cui scire nihil sine doctrina: non fari, non ingredi, non vesci, non aliud naturae sponte."

In der That, schon die Beobachtung des Kindes in seinen ersten Lebensjahren zeigt uns bis zu einem gewissen Grade von Sicherheit, daß ein Kind, dem die Sprache nicht *mitgetheilt* würde, dieselbe nicht aus sich hervorbringen, sondern sprachlos bleiben würde. Ein solches Kind aber, welches an Taubheit leidet, ohne an seinen inneren und äußeren Sprachwerkzeugen irgend einen Mangel zu besitzen, lernt ebenfalls das Sprechen nicht; denn es kann ihm eine Lautsprache nicht unmittelbar mitgetheilt werden.

Ein Kind, welchem die deutsche Sprache mitgetheilt wird, lernt diese; ein solches, welchem die französische Sprache mitgetheilt wird, lernt die französische Sprache; eines, auf welches eine andere Sprache einwirkt, letztere. Was für eine Sprache wird ein Kind lernen, welchem *keine* Sprache mitgetheilt wird? Die einzig vernünftige Antwort wird sein, *keine*!

Hierher gehört die Erwähnung eines wichtigen bestätigenden Beispiels, von welchem Juvencius[1]) berichtet: Der Mongolenfürst Akebar ließ grausamer- aber merkwürdigerweise dreißig noch nicht sprechende Knaben so einschließen, daß sie Niemand sprechen hören konnten, indem er wissen wollte, wie ihr Sprechen dann werden würde. Es brachte es aber keiner von ihnen zu articulirten Lauten.

Und was das Wiedervergessen der bereits erlernten Muttersprache betrifft, so seien hier folgende zwei Beispiele angemerkt:

Ein californischer Knabe von zwölf Jahren, der nebst seinem Vater fünf Jahre in der Wüste zubrachte, wußte, als sie wieder gefunden wurden, so wenig von seiner Muttersprache, daß sich seine ganze Kenntniß auf eine äußerst kleine Anzahl Worte einschränkte.[2])

Der Schottländer Selkirk hatte die Kenntniß der Sprache und das Vermögen zu reden, fast ganz verloren, nachdem er fünf Jahre einsam auf der Insel Juan Fernandez gelebt hatte.[3])

Verweilen wir indessen nicht länger bei einem Gegenstande, der kaum mehr zu den fraglichen gerechnet werden darf und wenden wir uns vielmehr zur Beantwortung einer Frage, die sich an den Mangel der Sprache bei den Isolirten unmittelbar anschließt. Zugleich mit der Sprache, und aus derselben Ursache, der Isolirung herfließend, fehlte den Isolirten auch die menschliche Vernunft. Auch sie ist ein Organisationserzeugniß, in demselben Sinne, in welchem diese Bezeichnung für die Entstehung und das Besitzthum der Sprache verwendet worden ist. Sowohl zur Sprache, wie zur Vernunft, ist dem Menschen nur die Anlage angeboren, während erst in langen Zeiträumen, nur stufenweise sich emporhebend und wachsend, allein durch den Einfluß einer Organisation von Menschen die Ausbildung der Anlage zu einem wirklichen Erzeugniß, zu einem fruchttragenden Baume stattgefunden hat. Ohne diesen Einfluß gelangt das geistige Vermögen des Menschen nicht über die thierische Stufe hinaus.

Hier ist der Platz, an das Verhältniß der Sprache zum Geist des Menschen zu erinnern. Der erstarkende menschliche Geist hat die Sprache zur Entstehung gebracht und weiter entwickelt; er ist das früher Vorhandene, die Sprache das Erzeugniß. Auf jeder Stufe ihrer Entwickelung aber ist sie zugleich das wichtigste Werkzeug des Denkens und das gewaltigste Mittel der Uebertragung des gewonnenen geistigen Besitzes

---

1) Hist. Soc. Jesu, Pars V, L. 18, p. 461, Romae 1710.

2) Nachrichten von Californien, S. 176.

3) Allgem. Historie der Reisen, Theil XII, S. 71.

von einer Generation auf die andere.[1]) In Folge dieser großen Bedeutung der Sprache war die Möglichkeit gegeben, daß der geistige Besitz der Menschheit sich im Laufe der Jahrtausende stetig vermehrte. Wo dies nicht stattfand, sondern Stillstand oder Rückschritt eintrat, waren keine anderen Ursachen schuld, als in erster Linie Störungen der staatlichen Organisation der Menschen, die uns ja als unumgängliche Bedingung der Sprach- und Vernunftbildung bereits bekannt ist. Ist diese Grundbedingung Störungen ausgesetzt, ist sie fehlerhaft und unvollkommen, so muß sich dies in ihren Erzeugnissen wiederspiegeln, die damit ebenfalls Störungen unterworfen und in Mitleidenschaft gezogen werden. So folgt naturgemäß dem Untergang der staatlichen Organisation derjenige der Sprache auf dem Fuße, obwohl noch genug Einzelindividuen des Verbandes übrig sein können. Umgekehrt werden auch heilsame Veränderungen im Körper des Organismus, sowie alle diejenigen, welche noch im Breitegrade der Gesundheit liegen, nicht ohne Rückwirkung auf die genannten Erzeugnisse der Gesammtheit bleiben und diese Rückwirkung wird in ersterem Fall nothwendigerweise eine heilsame sein.

Wer spricht und denkt, spricht und denkt nicht selbst, sondern die vorausgegangenen Zeitalter und die Organisation des Ganzen sprechen und denken aus ihm. Das Individuum als solches ist ein stummes Werkzeug, eine tonlose Glocke. Soll sie vernünftig läuten, so müssen an ihren Strängen die verflossenen Jahrtausende des Geschlechtes ziehen. Freilich hängt der Ton auch ab von der Güte der Glocke und ihrer Größe, von ihrer Aufstellung im Thurme und von der Gegend, wo sie tönt. Nicht alle Instrumente, auf welchen die Jahrtausende spielen, sind jedoch Glocken von verschiedenem Metall und verschiedener Güte; es sind die mannigfaltigsten Instrumente im großen Concert zu finden, die hier nicht aufgezählt und genauer gekennzeichnet zu werden brauchen.

Durch die Individuen also läßt die gesammte Vorzeit des Menschen laut ihre Stimme ertönen in die Gegenwart herein, sie wird in ihr lebendig und schafft in ihr fort für die Zukunft.

Man kann darum die Gegenwart auch einem mächtigen Spiegel vergleichen, auf dessen Bildfläche geisterhaft die gesammte Vergangenheit

---

[1]) Hierüber sagt Wundt: „Ist die Sprache entstanden, so hat sie nun nicht mehr bloß die Bedeutung eines unmittelbaren Erzeugnisses des Bewußtseins, das für die Ausbildung des letzteren, seiner unterscheidenden und combinirenden Thätigkeit, ein unmittelbares Maß abgibt, sondern sie ist zugleich das wichtigste Werkzeug des Denkens. Dies spricht sich vor allem in der Fortentwickelung der Sprache selber aus.“ (Physiologische Psychologie, Bd. II, S. 855. Leipzig 1874).

in die Erscheinung tritt, in ihrer Besonderheit bestimmt durch die Beschaffenheit des Spiegels selbst. Nehmen wir die Vergangenheit hinweg, so ist die Bildfläche des Spiegels leer.

Doch nur bis zu diesem Punkte trifft der Vergleich zu. Das Individuum der jeweiligen Gegenwart ist nicht nur dazu bestimmt, daß die Vergangenheit möglichst rein und vollkommen sich in ihm spiegele oder daß sie ebenso rein und vollkommen auf ihm spiele. Das Individuum der Gegenwart hat auch die Aufgabe zu erfüllen, soviel an ihm ist, selbstthätig theilzunehmen an der sinnvollen Weiterführung des begonnenen Werkes der Vorzeit, theilzunehmen an seiner Vollendung.[1])

Wenn wir nun also sehen, daß Sprache und Vernunft, welche beide kein Erzeugniß eines einzelnen Individuums, beide kein Erzeugniß eines Augenblickes sind, zugleich den Isolirten fehlen, so wird uns dies keineswegs Wunder nehmen dürfen, wir werden es vielmehr ganz in der Ordnung finden müssen.

Wenn dies aber auch der Fall ist, wird man sagen, und wenn man gerne zugeben kann, daß die Isolirten und also überhaupt der Einzelne nicht durch sich selbst zur Vernunft und Sprache zu gelangen vermögen, wie ist es denkbar, daß durch das Zusammenleben vieler Einzelner die Vernunft sich entzünden und die Sprache entstehen konnte? Alle diese Einzelnen sind in einer, und gerade der wichtigsten hier in Frage kommenden Beziehung einander gleich, sie entbehren der Vernunft und Sprache: Wenn keiner von ihnen sie bringen kann, weil keiner sie besitzt, wo kommen sie her, Vernunft sowohl, als Sprache?

Diese Frage scheint außerordentlich verfänglich. Man hat auch keineswegs versäumt, sie in früherer Zeit sowohl, als auch in der Gegenwart aufzuwerfen und nach besten Kräften zu beantworten. Die Antworten aber sind äußerst verschieden ausgefallen und es ist von Interesse, sie kennen zu lernen. Auf den ersten Blick scheint ja gar keine andere Lösung möglich, als die, Vernunft und Sprache mußten den Menschen von einer äußeren Macht, die im Besitze war, gegeben werden; sie sind ein Geschenk des Himmels. Man kann sich bei dieser Lösung sehr leicht beruhigen. Allein man kann auch fragen, ob nicht dennoch die Möglichkeit vorliege, daß die menschlichen Kräfte hinreichten zur Erzeugung von Vernunft und Sprache, obwohl kein einzelnes Individuum sich ursprünglich in ihrem Besitze befand. Und es stellt sich

---

[1]) Es leuchtet ein, daß die körperliche Parallele gleichfalls ihre große Bedeutung besitzt. Aber wer wollte glauben, alle vergangenen Jahrtausende seien spurlos an unserem Körper vorübergegangen? Auch unser Körper trägt die Einflüsse der Vergangenheit.

heraus, eine solche Möglichkeit liegt allerdings vor. Zu ihrer Verwirklichung ist nur nothwendig die Anspruchnahme großer Zeiträume und das allmähliche Emporsteigen des Gesuchten aus kleinen vorhandenen Anfängen, natürlich im Bereich einer Organisation von Menschen. Man hatte bei jener ersten Lösung das entwickelungsgeschichtliche Princip und die Wirkung lang dauernder Zeiträume völlig übersehen; ohne Ahnung dieser wichtigen Bedingungen hatte man vom Augenblick verlangt, was bloß Zeitalter zu gewähren vermögen; und man hatte zugleich die gegenwärtige Höhe der menschlichen Vernunft und Sprache als fertige Ergebnisse verlangt, statt sie einen langen Weg, eine Entwickelung durchmachen zu lassen; und weil man das urplötzliche Auftauchen der fertigen Gebilde zu sehen verlangt hatte, war man ohne jeden anderen Ausweg der Erklärung, als der auch eingeschlagen wurde.

Vernunft und Sprache entwickelten sich aber, wie wir wissen, sehr langsam, und es bedarf unter der Bedingung der Zeit und des Verbandlebens keiner anderen Kräfte als derjenigen, welche in dem einzelnen Individuum bereits vorliegen. Durch das Aufeinanderwirken der einzelnen Individuen entstehen dann zunächst kleine Funken, noch keine Flamme, endlich aber, nach Jahrtausenden, schlägt auch diese hervor und erleuchtet und erwärmt das menschliche Leben.

Der Zuhülfenahme langer Zeiträume bedürfen wir in so vielen entwickelungsgeschichtlichen Dingen, und ist hier an die Entwickelung der Erde in geologischen Zeitaltern zu erinnern. Nehmen wir die langen Zeiträume hinweg, und die Beschaffenheit der Erde ist unverständlich. Die wenigsten Menschen aber sind vertraut mit irgend welchen Theilen und mit dem Wesen aller Entwickelungsgeschichte und so werden wir von vornherein erwarten dürfen, Irrthümern der mannigfaltigsten Art auch in unserem Falle zu begegnen.

Ungespürt bleibt darum meist folgender Umstand:

Die im Verlaufe von langen Zeitaltern angefachte Flamme der Vernunft und das fertige Gebilde der Sprache sehen wir vor unseren Augen den heranwachsenden Kindern in einer unglaublich kurzen, nur wenige Jahre umspannenden Zeit mitgetheilt, ein Vorgang, der viel zu denken gibt, und dem wir auch alsbald unsere Aufmerksamkeit noch weiter zuwenden wollen. Welch ein staunenswerther Unterschied zwischen der Langsamkeit der ersten Entwickelung und der Raschheit der Uebertragung!

Es ist weiterhin geziemend, die der unsrigen und überhaupt der neueren Auffassung der Verhältnisse entgegenstehende Theorie von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Von Seiten der Philosophie sind die Isolirten von Niemand eingehender untersucht worden, als von J. F. J. Tafel, der sie in seiner Fundamentalphilosophie [1]) zum Gegenstand einer weitläufigen Betrachtung macht und zu Schlußfolgerungen gelangt, die für sein ganzes System entscheidend sind. Er sagt hierüber: „Wie kommt nun aber der Mensch aus dieser Thierheit heraus? Offenbar nur dadurch, daß ihm ein Sinn für das über dieselbe hinausgehende Höhere aufgeht, und er demgemäß höhere, somit uneigennützige Zwecke als Ziel seines Strebens kennen lernt. Wie läßt sich aber das Erwachen zu diesem Bewußtsein denken? Offenbar setzt dasselbe schon ein Losgetrenntsein des innern Auges von dem Naturtrieb voraus; aber auf der andern Seite setzt auch dieses Losgetrenntsein oder diese Freiheit ebenso schon jenes Erwachtsein des Bewußtseins voraus, und wir drehen uns in einem Zirkel herum, aus dem wir nicht herauskommen, wenn wir nicht annehmen, die Idee eines höheren Zieles seiner Thätigkeit werde ihm von außen gegeben, mit der Aufforderung ihr zu folgen. — Stände ihm daher nicht ein schon selbstbewußtes Wesen gegenüber, wie sollte er sich losreißen und sich selbst und seine Gedanken sehen oder zum Gegenstand machen, wie zum Begriff des Ganzen und seines Grundes und Zweckes sich erheben können? Er würde ewig nur Bilder der bewußtlosen Außenwelt erhalten und damit zusammenhängenden sinnlichen Reizen sich hingeben; und selbst wenn er sein Bild im Wasser oder in irgend einem andern Spiegel sähe, würde er dadurch zu keinem andern Bewußtsein oder Selbstgefühl erwachen, als andere Thiere auch, bei welcher dies ohne Zweifel häufig vorkommt, wie sie denn auch nicht ohne Einbildungskraft und Gedächtniß sind, und somit auch nicht ohne Gemeinbilder, welche öfter wiederholte Eindrücke in ihnen zurücklassen. Die Anlage zur Freiheit und Vernünftigkeit ist also, wenn sie entwickelt werden soll, an bestimmte Bedingungen der Entwickelung gebunden, und wir kämen aus jenem Zirkel nicht heraus, würden nie zum Selbstbewußtsein erwachen, wenn nicht ein schon entwickeltes Vernunftwesen uns sinnlich gegenüberträte und durch irgend eine Sprache sich uns mittheilend uns aufforderte, eine von dem Naturtrieb unabhängige, somit uneigennützige Richtung zu nehmen. Der Mensch wird also nur unter Menschen ein Mensch, er muß zum Menschen erzogen werden, ohne diese Erziehung bleibt er Thier."

Nichts ist gewisser als der letzte der angeführten Sätze und unsere

---

[1]) Theil I, Einleitung. Tübingen 1848.

vorausgehenden Betrachtungen haben dieselbe Anschauung zu beweisen versucht. Und dennoch versteht der Verfasser etwas ganz anderes unter seinem Satze, als es von uns geschieht. Es ist wahr, er spricht von Entwickelung; doch wäre es ungerecht, von der Zeit, in welcher er schrieb, bereits ein Verständniß von dem Wesen der Entwickelung zu fordern. Er verlangt ein schon entwickeltes Vernunftwesen, welches dem Unvernünftigen gegenübertreten und dasselbe auffordern muß zu anderer Richtung. In welcher Sprache dies geschehen und wie der Unvernünftige diese verstehen soll, wird nicht angegeben, doch ist es wahrscheinlich, daß die Analogie mit der Belehrung des Kindes zu Grunde liegt. Fertig wie Pallas Athene wird ihm hier die Vernunft geboren; von einer stufenweisen Erhebung in langen Zeiträumen, nebeneinanderlaufend mit der allmählichen Entstehung der Sprache, ist natürlich nicht die Rede. Folgen wir indessen seiner Beweisführung einen Schritt weiter. Von den Verwilderten, die nach Tafel beweisen, daß ein bereits vorhandenes Vernunftwesen nothwendig sei, um Vernunft mitzutheilen, wendet er sich mit einem riesigen Schritte zu der Betrachtung einiger Naturvölker und findet, daß dasselbe auch von ihnen gelte: auch sie konnten nicht aus der Thierheit herausgelangen, weil alle ihre Angehörigen einander gleich, keiner im vollen Besitze des Selbstbewußtseins und der Vernunft war. Er spricht sich hierüber folgendermaßen aus:

„Wenn nun auch andere Beobachter eine vortheilhaftere Schilderung von ihrem (der Buschmänner) moralischen und intellectuellen Charakter entworfen haben, und schon Lichtenstein zeigte, daß sie der Civilisation fähig sind, so ist dies bei der Berührung, in der sie mit anderen Nationen standen und immer mehr kamen, ganz in der Ordnung; aber wir fragen billig, was wohl aus ihnen geworden wäre, wenn eine solche Berührung mit schon entwickelten Menschen nie Statt gehabt hätte. Da sich jedoch der Antheil, den diese Berührung an ihrer Entwickelung hatte, nicht bestimmen und ausscheiden läßt, und die Nachrichten über jene andern Völker, welchen jede Entwickelung zur Vernunft abgesprochen wird, im Ganzen doch theils zu unbestimmt, theils zu unzuverlässig sind, so ist auch der Erfahrungsbeweis, daß die wirkliche Entwickelung der Anlage zur Menschheit noch nicht in Folge des bloßen Zusammenseins Mehrerer Statt habe, sondern an das Zusammensein mit schon entwickelten Menschen gebunden sei, nicht völlig beweisend; allein schon die Natur selbst ergänzt ihn in entscheidender Weise. Durch das bloße Zusammensein mit Andern, die noch nicht entwickelt sind, könnte keiner aus der Thierheit herauskommen; denn was der Eine nicht hat, das kann er dem Andern auch nicht geben; und wenn man noch so viele

Blinde, Taube oder Stumme zusammengesellte, so könnten sie einander doch nicht sehend, hörend oder sprechend machen. Kann daher der Einzelne nicht von selbst zur Vernunft und zur Freiheit erwachen, so kann ihm das Zusammensein mit Aehnlichen, die noch nicht entwickelt sind, nicht dazu verhelfen; der Einzelne kann es aber auch deßhalb nicht, weil jeder Act des Selbstbewußtseins und der Vernunft schon einen Act der Freiheit oder des Sichloswissens vom Andrang der Außenwelt und vom eigennützigen Naturtrieb, und umgekehrt jeder Act dieser Freiheit schon einen Act des Selbstbewußtseins und der Vernunft voraussetzt, wie bereits gezeigt, und hieraus der Schluß gezogen worden ist, daß, um aus diesem Zirkel herauszukommen, nothwendig ein schon selbstbewußtes Vernunftwesen dem Menschen sinnlich gegenübertreten, und ihm Beides, den Begriff seiner selbst und das Gebot einer vom Naturtrieb unabhängigen Richtung, mit einem Mal vorhalten und beibringen mußte; der Mensch also zum Menschen erzogen werden muß und ohne diese Erziehung Thier bleibt."

Hiermit sind die Grundlagen angegeben, von welchen Tafel ausgeht und es kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, welche Folgerung daraus gezogen und durch sie gestützt werden soll: Die Nothwendigkeit eines oder wiederholter Eingriffe göttlicher Macht in das Dasein des Menschen, die Nothwendigkeit von Offenbarungen.

Wie aber dann, wenn sich herausstellt, daß die Grundlagen, von welchen Tafel ausgeht, nur künstliche sind, und wenn sich ergibt, daß sie nur scheinbaren Halt gewähren? Aus Nichts kann Nichts werden, das wollen wir nicht bestreiten. Aber ist es denn ein Nichts, aus welchem unserer Auffassung gemäß die Vernunft und Sprache sich entwickelt?

Ist ein Keim, aus welchem eine Palme oder ein Schwan sich entwickelt, ein Nichts? Sind die geistigen Anlagen, die ein Mensch im Urzustande besitzt, ja, sind die geistigen Fähigkeiten der Thiere ein Nichts? Die geistigen Anlagen des im Urzustand befindlichen Menschen sind vergleichbar einem Keime, aus welchem sich unter günstigen Bedingungen das gesammte Wesen der Menschheit entfaltet, wie aus dem zugehörigen Keim eine Palme, ein Schwan sich entwickelt, sie sind ein gewaltiges Etwas; unter ungünstigen Bedingungen unterbleibt hier wie dort diese Entfaltung.

Das geordnete Zusammenleben einer Urbevölkerung, in welchem die Einzelnen zu einander in Lebensbeziehungen der verschiedensten Art treten, ist die eine der nothwendigen Bedingungen; als die andere haben wir die Wirkung langer Zeiträume kennen gelernt. Das Mittheilungsbedürfniß vorhandener Regungen erzeugt die ersten dürftigen Anfänge

der Sprache. Besitz schlägt sich zu Besitz, eine Generation überträgt das Gewonnene auf die andere, und jede arbeitet weiter für die folgende; mehr und mehr entfalten sich die Anlagen, immer deutlicher treten die Umrisse eines Sprachenbaues und eines zur Vernunft heranreifenden Wesens zu Tage und endlich ist das große Werk vollbracht.

Die Angehörigen der frühesten Urbevölkerung und selbst die Isolirten dürfen wir uns also nicht im Besitz eines geistigen Nichts denken. Selbst die Isolirten zeigen, auf sich allein angewiesen, natürlich ein gewisses Maß geistiger Thätigkeit, richtigen Urtheils, zweckmäßiger Handlungen, indem sie ihre Feinde zu erkennen, sie zu vermeiden oder zu überwinden, für ihren Unterhalt zu sorgen, kurz ihre Selbsterhaltung wahrzunehmen verstehen. Es fehlt also nicht an einem Grundstock geistiger Thätigkeit, und es fehlt ihnen ursprünglich ebensowenig die Anlage zur Erreichung höherer geistiger Stufen. Der Satz, aus Nichts kann Nichts werden, würde sich hier also mit Unrecht angewendet finden.

Doch wie? Gibt es denn ferner in der That eine Berechtigung, die Naturvölker mit den Isolirten in eine Linie zu ordnen, um diesen beiden die Angehörigen der Kulturvölker als Gegensatz gegenüber zu stellen? Eine Berechtigung hierzu fehlt ganz und gar und es ist leicht, sich hiervon zu überzeugen.

Die Naturvölker sind so weit davon entfernt, sich mit den Isolirten in einer und derselben Linie zu befinden, daß sie vielmehr zu letzteren in vollem Gegensatze stehen. Sie thun dies zugleich mit den Kulturvölkern. Es müßte hier nur wiederholt werden, was oben bereits erwähnt worden ist und was in den Thatsachen gipfelt, daß die Naturvölker einmal sich im Besitze von Sprachen befinden, die um so mehr Inhalt bisher haben erkennen lassen, von je genaueren Beobachtern sie untersucht worden sind; und daß sie auf verschieden hohen Stufen von Verbänden leben. Zugleich haben sie eine Menge der wichtigsten andern Erzeugnisse hervorgebracht. Niemand kann auch heute mehr daran zweifeln, daß man es bei ihnen bereits mit vernünftigen Wesen zu thun hat, die verschiedene Stufen und Formen geistiger Entfaltung darstellen. Gerade dieser Umstand, daß sie uns verschieden weit vorgerückte Stufen und Formen der Entwickelung vor Augen stellen, läßt ihre Bedeutung für unsern Gegenstand so groß erscheinen. Denn die nächste oder übernächste Stufe zeigt uns bereits die entwickelten Kulturvölker auf. Sie sind der thatsächliche Gegenbeweis gegen die Annahme, das Licht der Vernunft sei der Menschheit nicht aus eigener Kraft zugänglich, nicht aus der in ihr selbst vorhandenen Befähigung entzündbar.

Was allein also noch auf den rechten Weg hätte bringen können,

wenn die übrigen Mittel versagten, die vorurtheilslose Betrachtung der Naturvölker, sehen wir also merkwürdig genug in verfehlter Weise benützt, unter ein bestehendes System gebeugt, und die Rettung war unmöglich geworden.

b. Urgeschichtliche Bedeutung.

Von Jahr zu Jahr wächst an Masse und Werth das dem Erdboden entrissene Material, welches die letzten Ueberreste längst verklungener Zeiten unseres Geschlechtes darstellt. Mit einem Eifer, welcher des großen Gegenstandes durchaus würdig ist, sucht der Beobachter unserer Tage ein Versäumniß gut zu machen, das den früheren Jahrhunderten kaum tadelnd angerechnet werden darf; denn man wußte ehemals weder viel von dem Vorhandensein jener Reste, noch war der Sinn bereits erwacht für deren Bedeutung. Seitdem nun aber durch das Zusammentreffen günstiger Umstände dieser Sinn erwacht ist, gibt es keine Höhle, die zu abschreckend und entlegen, keinen See, der zu tief, kein Feld, das zu öde, keine Schwierigkeit, die zu groß wäre, um von der möglichst guten und vollständigen Bergung aller jener Reste abzuhalten. Werkzeuge und Geräthe aus Stein und Bein, aus Metall und anderen Stoffen, die Wohnungen der Lebenden und Gestorbenen, ihre Vertheidigungswerke und Heiligthümer, die sie ehemals umgebende Thier- und Pflanzenwelt, sie haben unterdessen die tausendjährige Stätte ihres Schlummers und ihrer Verborgenheit verlassen, haben sich um uns versammelt und umgeben uns, als wäre die Zeit wieder gekommen und lebendig geworden, in welcher sie dem damals lebenden Geschlechte zum Dienste bereit waren. Selbst von den Körpern der Menschen jener Zeit haben uns zahlreiche aufgefundene Ueberreste von Gebeinen eine in mancher Hinsicht wichtige Kenntniß verschafft. Und die vergleichende Sprachforschung hat es unternommen und in bewunderungswürdiger Weise durchgeführt, die stumme Sprache, welche die Hinterlassenschaft durch sich selbst redet, zu ergänzen durch die Aufstellung der Wortschätze jener Zeiten, ungeahnte Verbindungen zwischen alten Völkern zu entdecken, ja die Völker in ihrer ersten Sprachbildung zu belauschen.

Der Inhalt der vorgeschichtlichen Vergangenheit tritt uns hiernach in beträchtlicher Ausdehnung und in greifbarer Gestalt entgegen, sowohl hinsichtlich der körperlichen Erscheinung der Menschen, als auch in ihrer Sprache, in ihren wichtigsten Thätigkeiten und in ihrer Umgebung. So bewundernswerth dies Alles gewiß mit Recht erscheinen muß, wer hätte es jedoch sich beifallen lassen, daß es bis zu einem gewissen Grade selbst

möglich sein würde, lebende Exemplare der frühesten Zeit selbst vor unseren Augen auftreten zu lassen? Was wollen Steinwerkzeuge noch besagen, wenn dies gelingen kann? Gewiß würden alle bisherigen Ausgrabungen durch solche Funde noch übertroffen werden.

Und in der That, wenn alle urgeschichtlichen Bestrebungen der Gegenwart wesentlich das Ziel verfolgen, den urgeschichtlichen Menschen in seinem innersten Wesen und in seinen frühesten Zuständen, in seinem Ausgangspunkt und in seiner Vervollkommnung bis zum Eintritt in die geschichtliche Zeit gegenständlich kennen zu lernen, wenn wir mit besonderer Spannung den Menschen vor dem Anfang aller Kultur kennen lernen wollen, so kann dieser Wunsch so sehr befriedigt werden, daß wir ihn leibhaftig erblicken. Wir wissen ja, wie sich das machen läßt, es ist ein biologisches Experiment auszuführen. Wir schalten diejenigen Bedingungen aus, welche wir auf ihren Einfluß untersuchen wollen und welche im vorliegenden Falle als die kulturerzeugenden Bedingungen angesehen werden. Ein Kind wird im passenden Alter und in geeigneter Weise isolirt, von den Einflüssen des Verbandlebens so lange unberührt gelassen, bis die Folgen sichtbar geworden sind. Wir theilen ihm die uns überlieferte Kultur nicht mit und haben den Menschen ohne Kultur, und in der Hauptsache auch den Menschen vor aller Kultur vor den Augen stehen. Ein solches Experiment vollzog jener Mongolenfürst, und die Natur selbst lieferte uns eine Reihe solcher Beispiele: wir kennen sie bereits als die Isolirten. Wir haben vernunft- und sprachlose Wesen vor uns. Die körperliche Beschaffenheit der Isolirten wird nicht ganz mit derjenigen der frühesten Urmenschen übereinstimmen können: denn wir haben in jenen die Kinder kultivirter Eltern vor uns. Auch in geistiger Beziehung wird die Uebereinstimmung keine vollkommene sein können, wie schon oben einmal kurz erwähnt wurde, und zwar nach zwei Seiten hin: die geistigen Anlagen des Kulturkindes sind höher als die des Vorkulturkindes; insofern ist letzteres im Nachtheil. Der Vorkulturmensch aber war nicht abgeschlossen gegen seine Angehörigen und mußten deren Einflüsse auf ihn günstige Wirkungen äußern; insofern geht der Vorkulturmensch dem isolirten Kulturkind voran und ist besser als dasselbe gestellt.

Obwohl dem aber so ist und eine vollkommene Uebereinstimnicht besteht, so ist sie doch in den wichtigsten Verhältnissen eine annähernde und nichts anderes vermag uns das Bild zu ersetzen. Es bringt uns den durch alle Ausgrabungen gesuchten Urmenschen frühester Zeit jedenfalls näher, obwohl es uns keine körperlichen Uebergangsstufen

zwischen Menschen und thierischen Gebilden kennen lehrt. Wären indessen die früheren Untersuchungsmethoden bereits so vervollkommnet gewesen, wie die gegenwärtigen es sind, so würde sich aller Wahrscheinlichkeit nach mancher körperliche Unterschied, insbesondere am Gehirn und Gehirnschädel, haben auffinden lassen. Auf einige bezügliche Angaben der früheren Beobachter ist, da sie viel zu allgemein gehalten sind, kein Gewicht zu legen, obwohl in ihnen eine Bestätigung enthalten wäre.

Auf der Ansicht beharrend, den Isolirten sei eine wichtige urgeschichtlich-anthropologische Bedeutung beizumessen, geben wir uns indessen nicht der Hoffnung hin, dieser Ansicht allzu leichten Kaufes zur Anerkennung zu verhelfen. Schon das Vorurtheil, als könne mit ihrer Vorführung beabsichtigt sein, den Werth der Ausgrabungen, die schon geleistet sind und noch der Ausführung harren, in irgend einer Beziehung zu vermindern, wird vielleicht ihrer Anerkennung widerstreben. Allein Niemand dürfte den Werth dieser Ausgrabungen besser würdigen, als wir selbst. Unsere Absicht geht einfach dahin, das Bild des urgeschichtlichen Menschen in solchen Stücken zu vervollständigen, welche auf anderem Wege entweder überhaupt nicht sicher gestellt werden können oder welche sich doch einer gegenständlichen Darstellung und ihrer Beweiskraft entziehen. Der Weg, dies zu erreichen, ist allerdings angenehmer und schöner, als es die Schwierigkeiten einer praktisch archäologischen Ausgrabung mit sich bringen; er erreicht das, was er zu erreichen hat, ohne einen Spatenstich. Aber dies schadet ja der Sache selbst nicht. Größeres Widerstreben erzeugt möglicherweise der Umstand, daß das von den Isolirten gewonnene Bild den frühesten urgeschichtlichen Menschen nicht in ganzer Vollkommenheit wiedergibt. Man wird vollkommene Naturtreue von dem Bilde verlangen und von einer annähernden unbefriedigt sein. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, daß nicht wir dieses Bild gemacht haben und daß wir uns damit begnügen müssen, das Bild so gut zu liefern als es eben ist, damit zufrieden, daß es trotz seiner Unvollkommenheit einiges Wichtige zu zeigen vermag, was uns außerdem entgeht. Am meisten verstimmt uns indessen, daß mehrere bedeutende Forscher, welche von den Isolirten eine gewisse Kenntniß besaßen, sich im Ganzen absprechend gegen sie verhalten haben, freilich nur aus dem Grunde, weil einige der beobachteten Fälle zu manchen Zweifeln Veranlassung gegeben haben und weil man etwas anderes an ihnen suchte, als was sie zeigen.

Doch treten wir den einzelnen anthropologischen Urtheilen, die im Laufe der Zeit hervorgetreten sind, näher.

Sehr treffend sagt von den Verwilderten Athanasius Kircher,

aus der Gesellschaft Jesu [1]): „Si quis vero pertinacius sylvestres homines dari velit, is sciat, casu subinde accidere, ut pueri sylvis expositi ibidemque derelicti, nonnisi Divinae Providentiae commissi, vel a feris, vel alio quovis modo sustententur; uti vero hi ex vastis solitudinum labyrinthis se evolvere nequeunt, ita quoque ferino more vitam tolerant, piloso potius corporis amictu vestiti; si quandoque a venatoribus capiantur, pro sylvestribus hominibus reputantur; sunt enim veri homines, at feri, qui nempe omni cultu destituti, non tam humanam quam belluinam vitam ducunt. Talem puerum octennem circiter anno 1663 in Lithuaniae sylvis inter ursos inventum scribunt, voce et habitu ursis, quibuscum semper vixerat et ab iisdem educatus fuerat, simillimum, aliam praeterquam carnem crudam comedere nesciebat, donec magno tandem labore cibis solitis vesci, et una loqui disceret. Huiusmodi exempla plurima tum in historiis exoticis, tum in vitis Eremitarum passim leguntur.“

Kircher wußte hiernach sehr genau zu sagen, daß die sogenannten Waldmenschen, für welche man sie gewöhnlich hielt, nichts anderes seien, als wirkliche, aber wilde Menschen, welche jung in die Wildniß gerathen und fern von aller Kultur aufgewachsen seien. Nicht Menschen besonderer Art liegen in ihnen vor, sondern aus dem Zusammenhang mit der menschlichen Gesellschaft abgetrennte Glieder derselben.

Carl v. Linné, der große Systematiker, widmet den Verwilderten in seinem Systema naturae [2]) eine besondere Stelle. Den Menschen und die Affen faßt er bekanntlich als Ordnung der Primaten zusammen. Von der Gattung Mensch sagt er das Folgende:

1. Homo. Nosce te ipsum.
 sapiens. h. diurnus, varians cultura, loco.
 ferus. Tetrapus, mutus, hirsutus.
  Iuv. ursinus Lithuanus 1661. Iuv. lupinus Hassianus 1544 (1344). Iuv. ovinus Hibernus, Tulp. obs. III, 9. Iuv. bovinus Bambergensis Camerar. Iuv. Hannoveranus 1724. Pueri Pyrenaici 1719. Puella trans-

---

[1]) China monumentis illustrata. Amstelodami 1667, p. 194. — Eine Reihe anderer Beobachter hat gleich ihm die große anthropologische Bedeutung der Isolirten bis zu einem gewissen, zu jener Zeit möglichen Grade sehr wohl zu würdigen verstanden.

[2]) Systema naturae, Tomus I. Ed. decima tertia, p. 21. Dasselbe gilt von früheren, von Linné selbst noch redigirten Auflagen, wie z. B. der 10. und 6.

isolana 1717. Puella Campanica 1731. Johannes Leodicensis Boerhavii.

Americanus. Europaeus. Asiaticus. Afer. Monstrosus.

2. Simia.

Linné betrachtet hiernach den Homo ferus als eine Unterabtheilung des Homo sapiens.

Von Blumenbach's Stellung zu den Verwilderten war bereits an früherem Platze wiederholt die Rede. Den Peter von Hameln, ein zweifelhaftes Beispiel, zur Grundlage nehmend und ausführlich darstellend, schildert er die übrigen Fälle um so kürzer, benützt die vorhandenen Schwächen und Lücken der Beobachtung von Seiten der Augenzeugen und spricht kurzer Hand ihnen allen jeglichen Werth ab.

Spottend sagt Blumenbach über den Johannes Leodicensis:

„Swift selbst hat ihn in seinem launigten: It cannot rain, but it pours, verewigt;[1])

„Linné ihn im Systema naturae unter dem Namen von Iuvenis Hannoveranus einrollirt;

„und Buffon, de Pauw und J. J. Rousseau als Muster des wahren Naturmenschen aufgestellt."

„Noch neuerlich aber hat er eben deshalb an dem berühmten Monboddo[2]) einen enthusiastischen Biographen gefunden, der seine Erscheinung für merkwürdiger erklärt, als die Entdeckung des Uranus, oder als wenn die Astronomen noch ein 30 000 neue Sonnen, zu den schon bekannten, hinzufänden."

Die Frage, ob Peter oder ein anderer Linnéischer Homo sapiens ferus zum Musterbilde des ursprünglichen wilden Naturmenschen dienen könne, verneint Blumenbach mit großer Entschiedenheit und stellt so das andere Extrem zu der Ansicht von Monboddo dar.

Man darf nun aber nicht glauben, Blumenbach sei vielleicht aus dem Grunde von einer besseren Würdigung der Fälle abgehalten worden, weil seine Meinung vom Urmenschen eine sehr hochgehende gewesen sei. Denn er sagt in derselben Schrift mit aller Ruhe: „Der Mensch ist ein Hausthier. Ueberhaupt läßt sich für den zum Hausthier gebornen Menschen gar kein ursprünglich wilder Naturzustand gedenken. Statt

[1]) Swift's works, vol. III, p. 132 der großen Londoner Quartausgabe von 1755.

[2]) (Monboddo's) ancient Metaphysics, Vol. III, Lond. 1784. 4. p. 57 u. 367. „I confider, his history as a brief chronicle or abstract of the history of the progress of human nature, from the more animal to the first stage of civilized life."

daß er, um sich andere Hausthiere zu verschaffen, Individuen ihrer Stammrasse erst ihrem wilden Zustand entreißen, sie sich häuslich machen, sie zähmen müssen; so war Er hingegen gleich von Natur zum vollkommensten Hausthier bestimmt und geboren. Andere Hausthiere wurden erst durch ihn vervollkommnet. Er ist das Einzige, das sich selbst vervollkommnet."

„Statt daß aber so manche andere Hausthiere, Katzen, Ziegen u. s. w., wenn sie durch Zufall in Wildniß gerathen, im Naturell gar bald wieder ihrer wilden Stammrasse nacharten; so waren hingegen, wie gesagt, alle jene sogenannten wilden Kinder in ihrem Benehmen, Naturell rc. auffallend von einander verschieden, eben weil sie gar in keine ursprünglich wilde Stammrasse zurückarten konnten, als dergleichen in dem zum vollkommensten aller Arten von Hausthieren erschaffenen, und jeder Lage, jeder Lebensweise, so gut wie jeder Zone sich anpassenden Menschengeschlechte nirgend existirt." [1])

Damit kennen wir Blumenbach's Ansicht im Allgemeinen. Im Besondern ist jedoch noch folgende Stelle zur Kennzeichnung bemerkenswerth:

„Denn — wenn man auch nach billigem Abzug der gar zu abgeschmackten Fictionen in jenen Erzählungen, das übrige noch so nachsichtig will passiren lassen, so sieht man ja doch offenbar, daß das samt und sonders naturwidrige Mißgeschöpfe waren, und doch, was selbst schon das Abnorme an denselben offenbart, unter ihnen samt und sonders, nach kritischer Vergleichung der Nachrichten, die wir von ihnen haben, nicht zwey einander gleich, sämmtlich zwar verunmenscht, aber jedes auf eigene Weise, nach Maßgabe seiner individuellen Mängel, Gebrechen und Unnatürlichkeiten. Nur darin einander gleich, daß sie, ihrer Naturbestimmung zuwider einzeln, von menschlicher Gesellschaft entfernt, umhergeirrt; ein Zustand, dessen Naturwidrigkeit schon Voltaire mit dem einer einzelnen verlorenen Biene vergleicht.

Es ist wahr, Voltaire stellt mit gutem Rechte, ebenso scharfsinnig als schön, das Beispiel der verlorenen Biene auf, indem er sagt:

„Si l'on rencontre une abeille errante, devra-t-on conclure que cette abeille est dans l'état de pure nature, et que celles qui travaillent en société dans la ruche, ont dégénéré?"

Allein bevor wir diese, nicht gegen, sondern für uns sprechende Vergleichung aus dem Leben der Thierstaaten, auf die wir ohnedies später noch einen Blick werfen müssen, genauer auf ihre Bedeutung unter-

[1]) Blumenbach, Beiträge zur Naturgeschichte, Theil II, S. 43.

suchen, und bevor wir Blumenbach's Meinungen uns erlauben werden auf ihr Gewicht zu prüfen, ist es vorzuziehen, noch einen anderen Gegner kennen zu lernen, der zum Theil mit Blumenbach übereinstimmt, zum Theil neue Beweismittel vorbringt. Es ist dies der Zoologe J. Ch. D. von Schreber. Er spricht sich über die Verwilderten folgendermaßen aus:

„Aus den angeführten Nachrichten erhellet, daß an diesen Verwilderten keineswegs alle Stücke, die den vorgeblich natürlichen Zustand des Menschen bezeichnen sollen, wahrzunehmen gewesen sind. Sie sind nicht auf allen vieren gegangen, welches nur von dem lithauischen und irländischen Knaben, und zwar nicht mit der nöthigen Zuverlässigkeit, erzählt wird. Sie waren nicht haariger, als gewöhnlich, ausgenommen der eine Lithauer und das Zwoll'sche Mädchen; ihre Haut war weder stärker noch von anderer Farbe als gewöhnlich. Schärfere Sinne, und größere Leibeskräfte und Behendigkeit waren nicht an allen anzutreffen und nicht in höherem Grade, als ein jeder Mensch haben kann, wenn er will. Was ihnen insgesamt zu mangeln schien, war die Vernnnft nebst der Sprache. Dieser Mangel war aber augenscheinlich eine Folge der Einsamkeit. Jene ließ sich inzwischen bei einigen nicht ganz verkennen, und so bald sie unter Menschen kamen, entwickelte sie sich schleunig genug, obwohl, wie gewöhnlich, nicht bei allen in gleicher Vollkommenheit. Das Vermögen zu reden äußerte sich gleichfalls bald anfangs durch Versuche, die Werkzeuge zu gebrauchen in der Folge durch den wirklichen Gebrauch derselben, den doch alle erlangt haben, oder erlangt haben würden, wenn es die Beschaffenheit der Werkzeuge oder der Kräfte ihrer Seele verstattet hätte. Durch diese Beispiele ist also die vorgebliche Unvollkommenheit des Menschen in seinem urspünglichen Stande noch lange nicht erwiesen. Ueberhaupt läßt sich nicht wohl annehmen, daß sie schon in dem zartesten Alter in die Wildniß gerathen seien. Sie würden sich selbst weder ihren Unterhalt, noch den nöthigen Schutz gegen die Strenge der Witterung haben verschaffen können, in deren Ermangelung sie binnen kurzem würden haben umkommen müssen. Der wilden Thiere zu geschweigen, von welchen in Europa nicht viel für sie zu befürchten war. Vielleicht würden sie sich auch im gegenseitigen Falle in so bevölkerten Gegenden, als die meisten von denen sind, wo man sie gefunden hat, nicht so lange haben verborgen halten können. Sie waren also schon ziemlich herangewachsen, und hatten folglich auch bereits einen Theil der Erziehung genossen; das ist, wenigstens gehen, einigermaßen nachdenken und reden gelernt, wenn ihnen die Beschaffenheit ihres Körpers dieses erlaubte. Hierauf wurden sie durch einen Zufall von den Ihrigen getrennt; einige vielleicht durch eine Art

Wahnsinn, denn verschiedene von ihnen sind deutlich mit demselben behaftet gewesen; andere etwa durch eine harte Begegnung, auf der Reise u. s. f. Eine gewisse Blödigkeit des Gemüthes oder Furcht hinderte sie, sich wieder nach menschlicher Gesellschaft umzuthun, welches sonst gewiß nicht unterblieben sein würde. Wenn man dieses erwägt, so wird hoffentlich kein Zweifel sein, daß weder die einen noch die andern, auch nur einigen Begriff von dem ursprünglichen Zustande des Menschen geben können. Nicht jene; denn man wird doch nicht eine Krankheit für die ursprüngliche Beschaffenheit des Menschen annehmen wollen? Nicht diese, denn sie waren nicht von der bloßen Natur gebildet. [1])

So weit v. Schreber; und nun möchte es vielleicht scheinen, daß wir, in Bangigkeit versetzt von dieser Fluth von Beweisgründen, die Waffen strecken und unsere Sache für verloren geben müßten. Allein wir müssen zuvor fragen, erstens, was denn eigentlich unsere Gegner bestreiten, und zweitens, was wir dann selbst beweisen wollen. Werden wir in der Auseinandersetzung dieser Fragen der verneinenden Ansicht von Blumenbach beipflichten müssen? Oder wird Monboddo's große Werthschätzung die unserige sein? Ohne Zweifel Monboddo's Ansicht ist derjenigen von Blumenbach weit vorzuziehen.

Der Haupteinwand von Blumenbach geht dahin, daß der Mensch in keine ursprünglich wilde Stammrasse zurückarten könne, als dergleichen in dem anpassungsfähigen Menschengeschlechte nicht existire. Es ist gewiß: eine ursprünglich wilde Stammrasse besteht im Menschengeschlecht nirgends, vielmehr sie besteht nirgendsmehr, und sie ist es gerade, die wir suchen. Oder sollte Blumenbach meinen, sie könne überhaupt nie existirt haben? Wäre das der Fall, so wird doch unvermeidlich zwischen den primitivsten Stufen des „Hausthierstandes" und den vorgeschrittenen unterschieden werden müssen; und die primitiven sind es, die wir suchen, das ist unsere wilde Stammrasse. Und warum sollte er nicht, von der Kultur losgelöst, in diese zurückarten können? Wohin, wenn nicht eben dahin, sollte er denn zurückarten? Und wir sehen ja aus den Fällen mindestens das, daß er wirklich zurückgegangen ist, sehr weit zurückgegangen ist, ja über das Maß dessen noch hinaus, was den Zustand des frühesten Urmenschen ausmacht. Mit einer wahrhaft rührenden Offenherzigkeit gibt dies v. Schreber zu in den Worten: „Was ihnen insgesammt zu mangeln schien, war die Vernunft nebst

---

[1]) v. Schreber, Die Säugethiere, Th. I, Erlangen 1826, S. 36. Herausgegeben von Goldfuß.

der Sprache.“ Er fügt bei, daß Einige der Verwilderten, nachdem sie in die menschliche Gesellschaft zurückgebracht waren, sprechen lernten und vernünftig wurden. Auch Blumenbach anerkennt, daß sie sämmtlich verunmenscht waren, und er nennt sie naturwidrige Mißgeschöpfe. Allein einige derselben erlernten später, wie gesagt, in Folge ihres Eintrittes in den menschlichen Verband das Sprechen; naturwidige Mißgeschöpfe waren diese also nicht, oder nur insoweit, als der isolirte Zustand ein naturwidriger war. Was aber diejenigen betrifft, die trotz ihrer Rückkehr in den Verband nicht mehr sprechen lernten, so haben wir schon früher in Erwägung gezogen, ob nicht gerade die ungeheure Wirkung der Isolirung ihre geistige Erstarrung herbeigeführt habe.

Gehen wir der Auffassung von Blumenbach noch tiefer auf den Grund, so ist ihm der Abstand zwischen dem Wesen der Verwilderten und seines ursprünglichen Menschen so groß, daß er eine Vereinigung beider, wenn auch nur eine annähernde, nicht zu fassen vermag. Er sowohl, wie v. Schreber, kämpfen aber nicht gegen den Urmenschen der heutigen Wissenschaft, sondern weit eher gegen den „Naturmenschen“ der Naturphilosophie des vorigen Jahrhunderts. Dies ist der Schlüssel zu den mancherlei Verworrenheiten und fremdartigen Aufstellungen, die Jedem sowohl in der Darstellung Blumenbach's als in derjenigen von Schreber's auffallen. Der Naturmensch des vorigen Jahrhunderts war ein anderer, als unser vorgeschichtlicher und vorkultureller Mensch. Er war den Einen ein beneidenswerth Glücklicher, dem man ähnlich werden müsse und dem man die Fehler der „Gesellschaft“ gegenüberstellte; oder er war ein anderes Phantasiegebilde, kein Gegenstand der Wissenschaft, und wir haben mit demselben nichts zu thun.

So ist es verständlich, daß die damalige Naturwissenschaft gegen jene philosophischen Ausschreitungen, für die man sie ohne Unterschied hielt, in die Schranken trat und den Homo sapiens ferus gänzlich aus dem Wege zu räumen bemüht war. Zu derselben Zeit war eine Kenntniß der wirklichen Verhältnisse der urgeschichtlichen Zeit, geschöpft aus Erfahrung, überhaupt noch nicht vorhanden. Es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn sowohl Blumenbach als v. Schreber in dieser Hinsicht selbst den größten Irrthümern ausgesetzt waren. Ungerecht wäre es darum auch, sie für jeden einzelnen Punkt in ihren Darstellungen verantwortlich machen zu wollen.

Was wir suchen, geben im Grunde beide Forscher zu: ein außerordentliches Zurücksinken oder Nichthinaufgelangen der in jugendlichem Alter den Einflüssen der Kultur Entzogenen, sprachlose Stufe und Mangel der Vernunft, ja selbst eine ungeheure Steigerung der Wirkung bis zu

dauernder geistiger Erstarrung! Daß beide Forscher die Zustände der Isolirten nur höchst mangelhaft mit den Zuständen des frühesten vorgeschichtlichen Menschen in Beziehung zu bringen vermochten, ist also auf Rechnung ihrer Unkenntniß der damals noch nicht vorhandenen urgeschichtlichen Wissenschaft zu setzen.

Gerne gestehen wir dagegen zu, daß den Ausführungen v. Schreber's über das muthmaßliche, nicht zu junge Alter der Kinder, in welchem sie in die Wildniß geriethen, ein gesunder Sinn innewohnt. Nehmen wir aber selbst an, alle jene Kinder seien zur Zeit ihrer Entferuung von den Menschen schon der Sprache und des aufrechten Ganges fähig gewesen, so tritt die Wirkung der Isolirung nur um so furchtbarer zu Tage; denn sie haben alsdann die Sprache und Vernunft wieder verloren und sind in thierischen Zustand zurückgesunken. Sie sind so weit gekommen, als wären sie von der bloßen Natur gebildet gewesen.

Warum aber suchten die betreffenden Kinder, nachdem sie in die Wildniß gerathen waren, menschliche Gesellschaft nicht wieder auf? Viele verlorene werden zeitig genug wieder zu den Menschen zurückgekehrt sein; sie waren damit der Verwilderung entzogen. Andere werden in der Wildniß haben umkommen müssen. Ein dritter Theil blieb zurück, aus Furcht oder weil er nicht auf Menschen stieß, und blieb erhalten. Dieser dritte Theil lieferte die Verwilderten.

Wenn es uns hiermit gelungen sein sollte, die gemachten Einwände gegen unsere Auffassung der urgeschichtlichen Bedeutung der Isolirten zu heben und die scheinbaren Gegensätze als solche nachzuweisen, wie verhält es sich mit Voltaire's Vergleichung der Isolirten mit verlorenen Bienen? Diese Vergleichung ist durchaus richtig; diese wie jene sind aus dem Verbande des Staates getreten, dem sie als Glieder angehört hatten. Wir werden auch keinen Augenblick anstehen, diese Entfernung vom Verbande als ein naturwidriges Ereigniß zu bezeichnen. Es ist eine naturwidrige Bedingung in das Dasein der beiderlei Individuen eingeführt, ein biologisches Experiment angestellt worden. Gerade an diesem Experiment lernten wir den Einfluß der Kultur und ihrer frühzeitigen, dauernden Entziehung ermessen. Der durch die Entziehung der Kultur in Folge der Isolirung hervorgebrachte Zustand, naturwidrig für die Kulturzeiten, ist ähnlich dem vorkulturellen Zustand des urgeschichtlichen Menschen: Sprache und Vernunft hatte auch dieser erst zu erwerben.[1]) In den wichtigsten Beziehungen stimmen beide also mit ein-

[1]) Daß der erste Beginn der Sprachentwickelung schon in die früheste Zeit menschlichen Zusammenseins hinaufragt, soll hiermit nicht geläugnet werden; aber

ander überein: der sprach- und vernunftlose Zustand, naturwidrig für die kulturelle Zeit, ist es hiernach nicht für die vorkulturelle Stufe.

So sind wir denn also in der That im Stande, die frühesten urgeschichtlichen Menschen, was die Lebensweise und die Seelenzustände betrifft, noch jetzt in den wichtigsten Beziehungen gewissermaßen im Leben selbst wahrzunehmen.

c. Politische Bedeutung.

Zu den eigenthümlichsten und schwerwiegendsten Kennzeichen der Gegenwart gehört die überaus weit verbreitete Unkenntniß und die damit zusammenhängende Feindseligkeit, ja der unversöhnliche, grimmige Haß gegen den Staat und alles staatliche Wesen. Bei einer nicht geringen Zahl von Menschen steigert sich diese Feindseligkeit zu einem blinden Wüthen gegen den Staat. Selbst die Zahl Derjenigen, welche, unbefriedigt in den Ansprüchen, die sie an den Staat stellen, sich nicht scheuen, verächtlich von dem Staate zu denken und sich demgemäß zu verhalten, ist nicht gering.

Wo sind die Vertheidiger des Staates, den zahllosen Angriffen gegenüber, die gegen ihn geschehen? Wo sind Diejenigen, welche der Mehrzahl der Menschen gesunde Vorstellungen vom Staate und seinem Wesen beibringen?

Es sind ihrer sehr wenige und sie vertheidigen noch dazu den Staat sehr häufig nur mit schwachen Gründen. Ja es erliegen manche der Vertheidiger unverkennbar den Streichen, welche die Herabsetzer und Verläumder des Staates gegen letzteren führen. Warum belehrt man nicht schon die heranwachsende Jugend, die männliche vor Allem, aber auch die weibliche, in ihrer Gesammtheit hinreichend über den Staat? Die Kirche belehrt ihre Gläubigen von früher Kindheit an in weiter Ausdehnung über Alles, was zu ihrem Gebiete gehört, so schwer verständlich oder unverständlich zum Theil es dem jugendlichen Geiste auch sein mag. Warum nimmt sich der Staat an der Kirche kein Beispiel? Ist sein Gebiet so selbstverständlich, daß es gar keiner Erklärungen bedarf? Die Erfahrung lehrt, das Gegentheil sei der Fall. Und obwohl das Gegentheil der Fall ist, überläßt man es getrost dem Zufall, ob und welche Belehrung stattfindet, man setzt die überwiegende Menge der Unerfahrenen dem ersten besten Verführer aus, oder hält es am Ende gar

---

es sind eben nur die ersten Regungen, die hier in Frage kommen können. Schon im höheren Thierreich finden sich die ersten Rudimente einer Lautsprache, d. i. des Gebrauchs von Lautzeichen zu gegenseitiger Verständigung.

nicht einmal für nothwendig oder wünschenswerth, daß das heranwachsende Geschlecht von der Bedeutung und dem Wesen des Staates einen vernünftigen Begriff erhält. Unterdessen mehrt sich aber die Zahl der Bedränger und Verächter und daraus können unmöglich gute Früchte erwachsen. Warum säumen und verbergen sich die Vertheidiger so sehr? Ist der Staat etwas so Geringes und läßt er sich so schwer vertheidigen? Er läßt sich schon mit den bisher bekannten Gründen in genügender Weise vertheidigen, allein dies reicht doch bei Weitem nicht heran an die Kraft der Gründe, welche uns die Biologie an die Hand zu geben vermag. Merkwürdig genug wird es zu allen Zeiten bleiben, daß man es stets versäumt hat, in genügender Weise die Biologie zur Ergründung des Staates heranzuziehen. Ist etwa blos der Bienenstaat ein Gegenstand für die Biologie, nicht aber der Staat des Menschen? Sind wir nur berechtigt, Siphonophorenstöcke nach dieser Richtung zu untersuchen, nicht aber menschliche Staatswesen? Sind es nur Zellenstaaten, welche der Naturforschung anheimfallen, und entzieht sich ihr der menschliche Staat? Wir können dies unmöglich annehmen, sondern halten dafür, der Naturforschung falle mit demselben Rechte auch die Untersuchung des menschlichen Staates zu.

Vertrauen wir der Naturforschung die Untersuchung des menschlichen Staates an, so wird sie vor Allem das früheste Werden des Staates zu erforschen streben. Sie wird seine gesammte Entwickelung von den ersten Stufen bis hinauf zu den höchsten Stufen der Ausbildung verfolgen. Zur Erforschung der frühesten Stufen tritt die Wissenschaft der Urgeschichte an die Stelle der Naturforschung und beginnt, sich in folgender Weise vernehmen zulassen: „Ihr Kurzsichtigen! Ihr versucht allein mit geschichtlich beglaubigtem Material den Staatsbegriff zu bestimmen? Und dennoch seht Ihr mit voller Deutlichkeit, daß Eure geschichtlichen Staaten sämmtlich auf sehr vorgerückter Entwickelungsstufe befindliche Gebilde darstellen. Geht weiter zurück in Euren Bemühungen und erforscht die ersten Stadien der Staatenbildung! Vergesset dabei die analogen Erzeugnisse der Naturvölker nicht, insbesondere aber vergesset nicht jene Frühstufe, auf der überhaupt noch kein Staat bestand. So schwer es Euch fallen wird, versäumet nicht meinen Rathschlag; denn Eure Einsicht wird mit seiner Befolgung wesentlich gewinnen!“

Nachdem sie gesprochen, nahen sich Hand in Hand noch zwei andere Wissenschaften, welche die Naturforschung zur Untersuchung des Staates aussendet. Es sind dies die Zoologie und Botanik. Beide sind dem Kreise der Zuhörer, zu welchen sie sprechen, mindestens dem Namen nach bekannte Erscheinungeu; minder bekannt ist ihr Wesen, obwohl sie eine

thatenreiche und ruhmvolle Vergangenheit aufzuweisen haben. Sicherer Haltung und glänzenden Blickes heben sie vor den staunenden Zuhörern an mit den Worten:

„Ihr unternehmt es unvorsichtig, das höchste und schwierigste Gebilde einer Organisation von Einzelnen zu einer Gesammtheit, und dieses zumal im fertigen Zustand verstehen zu wollen und bedenkt nicht die Hülfe, welche Euch die Voruntersuchung zahlloser und wichtiger Verbände im gesammten Reich der Pflanzen und Thiere zu gewähren vermag? Bewahret Euch wohl vor einseitigem Beginnen! Auch Eure Organisation gehört zu den unsrigen, sie ist nur eine von Tausenden. Werdet Ihr nicht fürchten müssen, Euch zu irren und zu kurz zu greifen, wenn Ihr nur diese eine, die Eurige berücksichtigt?"

An vierter Stelle tritt endlich die experimentelle Biologie auf, indem sie betont:

„Wenn Ihr zu wissen begehrt, was eine Organisation von Einzelnen für die Einzelnen zu bedeuten habe, entzieht doch Einzelne den Einflüssen der Organisation und Ihr werdet sichere Kunde erhalten!"

Bezeichnen wir mit kürzeren Worten die Wege, welche die Naturforschung zur Untersuchung des Staates einschlägt, so sind dies der entwickelungsgeschichtliche, der vergleichende und der experimentelle.

Sind diese Wege minder berechtigt und werden sie minder ausgiebig sein, als der bisher von der Jurisprudenz und der Philosophie betretene? Sehen wir uns an dieser Stelle einen Augenblick um, wie überhaupt die Mehrzahl der Gebildeten den Staat zu begreifen sucht. Sie wählen einen bestimmten geschichtlichen Staat oder eine Reihe solcher Staaten, die sie vor ihren Augen erblicken, und leiten aus der Betrachtung derselben ihre Anschauungen und Verhaltungsmaßregeln ab. Ein weit kleinerer Theil schon ist genauer vertraut mit dem ganzen geschichtlichen Schicksal bestimmter Staaten; nur dieser kleine Theil kennt also das gesammte geschichtliche Werden dieser Staaten. So nothwendig und unentbehrlich zum Verständniß der Gesammtleistung eines Staates auch die Kenntniß von dessen geschichtlicher Entwickelung ist, so ist sie dennoch nicht ausreichend, das Wesen und die Bedeutung des Staates in ganzem Umfang hervortreten zu lassen. Vielmehr treten jene anderen Untersuchungsmethoden in ihre Rechte ein. Es wird dann nicht allein die Gefahr der Irrung ausgeschlossen, welche die ausschließlich geschichtliche Betrachtung des Staates mit sich bringt, es wird auch der Gesichtskreis wesentlich erweitert und es treten große Leistungen des Staates an's Tageslicht, die ohnedies gar nicht bemerkt werden konnten. Die naturwissenschaftliche Betrachtung des Staates setzt den Staat, weit entfernt,

ihm etwas zu entziehen, in alle ihm zukommenden Rechte ein, mögen dieselben von welcher Seite immer bestritten worden sein. Die geschichtliche Untersuchungsmethode hat den Staat in mehrfacher Hinsicht schwer geschädigt, ohne daß ihre Vertreter selbst es wußten und wissen konnten. Der Staat ist mehr, als was man bisher sich von seinem Wesen vorgestellt hat. Die geschichtliche Methode hat es trotz vollendeter Beredtsamkeit so vieler ihrer Anhänger nicht zu verhindern vermocht, daß so Viele den Staat hassen und ihn nicht verstehen. Die naturwissenschaftliche Untersuchung aber zwingt uns unwiderstehlich dazu, den Staat nicht allein zu bewundern, sondern ihn auch zu lieben.

Wer wollte sich nun den Aufforderungen entziehen, welche jene vier Sprecherinnen an ihn gerichtet? Auch ich vernahm ihre Worte und sie gingen mir sehr zu Herzen, denn ich fühlte bald, wie sehr sie im Rechte seien. Ihre Worte sollten nicht vergeblich gesprochen sein. Dort, hingebannt an die mächtigen Tische im großen Laboratorium des zoologischen Institutes zu Leipzig, habe ich den Staat verstehen lernen. Unter der liebenswürdigen Führung ihres ausgezeichneten Kenners vervollständigte ich zunächst meine Kenntnisse über die Cölenteraten sowie überhaupt über das ganze Gebiet der Verbände im Thierreich.

Eine Fülle der wichtigsten Gestalten von fern und nah, vom Lande und vom Meere, wurde sorgfältig untersucht und geprüft, gezeichnet und durchdacht. Mikroskopische Präparate wurden in Menge angefertigt, eine große Literatur herangezogen und nichts unterlassen, was geeignet erschien, die erhaltenen Aufschlüsse ausgiebig zu machen. Ein Gefäß um das andere, mit kostbaren Schätzen beladen, wanderte aus der reichhaltigen Sammlung herab zu mir. Es war mir wie ein freundlicher Gruß aus der Ferne und wie eine von unbekannter Hand geschehene Zusendung, als um dieselbe Zeit im Garten des zoologischen Institutes sich ein schwärmender Bienenstaat einfand und mittels der gebräuchlichen Vorrichtungen eingefangen wurde.

Die Erscheinungen im Pflanzenreich, welche dem Verbandleben angehören, waren mir bereits hinreichend bekannt. Ebenso kannte ich die urgeschichtliche Construction der frühesten menschlichen Verbände. Und als meine Studien über das Verbandleben im Thierreich nunmehr beendet waren, hatte ich die lebhafte Genugthuung, zu empfinden, daß meine Kenntniß vom menschlichen Staate sich bedeutend erweitert habe. Unterdessen waren auch die Verwilderten, die mir zuvor schon einigermaßen bekannt gewesen, wieder in Sicht gekommen und wurden nicht mehr aus den Augen gelassen. Alles vielmehr, was mir fernere Kunde über sie bringen konnte, ward mit Eifer aufgesucht. Konnte es doch

nicht einen Augenblick lang verborgen bleiben, daß gerade die Verwilderten zu dem bereits auf anderem Wege Gewonnenen die nothwendige Ergänzung bildeten. In ihnen war der wichtige experimentelle Beitrag enthalten, der unter keinen Umständen fehlen durfte, wenn der menschliche Staat richtig verstanden werden sollte.

Obwohl dem so ist und kein Zweifel an dem Werthe der Verwilderten für die Aufstellung des Staatsbegriffs vorhanden sein kann, so wird es dennoch gar Vielen und insbesondere Vielen von Denjenigen, welche den Anspruch für sich erheben dürfen, das Wesen des Staates zu verstehen, anfänglich außerordentlich schwer fallen, sich in die Lage hineinzudenken, den Verwilderten komme ein politischer, ja ein hoher politischer Werth zu. Sie sehen vor Augen, die Verwilderten haben mit dem Staate nichts zu thun; sie sind der Meinung, man könne über den Staat nur etwas erfahren, wo ein solcher besteht, wo er dagegen fehlt, sei über den Staat in keiner Weise Aufschluß zu erwarten.

Allein nehmen wir ein Beispiel aus dem Reich der Physik und Optik. Löschen wir in einem Raum, der durch eine Flamme erleuchtet wird, diese Flamme aus, so wird Niemand zweifeln, es sei uns über die Bedeutung der Flamme eine sehr bedeutende Aufklärung zu Theil geworden. An der Finsterniß, die nach ausgelöschtem Lichte herrscht, lernen wir die Bedeutung des Lichtes in intensivster Weise ermessen. So verhält es sich auch in unserem Falle. Gerade weil die Verwilderten, Isolirten, nichts mit dem Staate zu thun haben, kommt ihnen ein hoher politischer Werth zu. Sie bilden den Gegensatz zum Staate und nur aus seinem Gegensatz ist das Wesen und die Bedeutung des Staates zu begreifen.

Nachdem ich auf diese Weise gelernt hatte, den Hebel an der richtigen Stelle anzusetzen, und mir durch die verschiedenen naturwissenschaftlichen Methoden eine bessere Vorstellung aufgegangen war, als ich sie aus der Literatur gewonnen hatte, verfehlte ich nicht, mich bei Gebildeten und zumal politisch Gebildeten, wo sich die Gelegenheit dazu bot, nach ihren Vorstellungen vom menschlichen Staate zu erkundigen und über sie zu belehren. Was ich fand, entsprach ganz meinen Erwartungen. Ich fand in der Regel eine schöne, in manchen Fällen außerordentliche Belesenheit in der bezüglichen, weitschichtigen Literatur, und die vorhandene Begriffsbildung knüpfte fast ausschließlich an diese an oder war vielmehr aus ihr geschöpft. In der Regel aber fehlte der naturwissenschaftliche Hintergrund und es war die Behandlungsweise des menschlichen Staates als eines Naturerzeugnisses noch weit mehr zu vermissen.

Dieſen ganz begreiflichen Erfahrungen ſteht eine andere Erſcheinung tröſtlich gegenüber. Trotz allem weitverbreiteten Haſſe gegen den Staat lebt im Volke eine tief verborgene Empfindung von der Bedeutung und dem Weſen des Staates. Jener Haß und jener feindſelige Sinn gegen den Staat macht ſich dadurch als ein anerzogener, erworbener, auf alle Fälle zu zerſtreuender, geltend: er iſt weder natürlich, noch nothwendig. Jene richtige Empfindung und Würdigung des Staates ſchlummert in der Regel ſo tief und nachhaltig, daß ſie gar nicht vorhanden zu ſein ſcheint. Aber ſie tritt hervor und macht ſich Platz mit der Kraft einer Naturgewalt, wenn irgend ein Anſtoß bis zu ihr zu dringen und den Schlummer zu wecken vermag. Dieſe Wirkungen haben nicht allein ſolche Anſtöße, welche das ganze Gebäude eines Staates bis in ſeine Grundlage erbeben machen, große Gefahren alſo, die plötzlich hereinbrechen, ſondern überhaupt alle großen Eindrücke, welche die Volksſeele nöthigen, ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen.

In gefahrloſen oder in unbedeutenden Zeiten dagegen ſinkt das Staatsgefühl zurück und verfällt in Schlummer; es ſinkt unter die Schwelle des Bewußtſeins ſelbſt bei Solchen, bei welchen nicht allein eine mehr oder weniger dunkle Empfindung, ſondern ein klarer Begriff vom Staate vorausgeſetzt werden ſollte.

In kriegeriſchen oder in bedeutenden Zeiten erſtarkt das Staatsgefühl. Damit es jedoch nicht alsbald wieder in Schlummer verſinke und erlöſche, müſſen ihm vor Allem klare, geſunde Begriffe zu Hülfe kommen und beſtändig zur Seite ſtehen. Dieſe Begriffe können trotz bedeutender Zeiten fehlen oder nur ſehr geringe Verbreitung beſitzen. Es beſteht alſo die Aufgabe, dieſe Begriffe zu entwickeln und ſie ſo weit als möglich zu verbreiten.

Verweilen wir noch ein wenig bei der Erſcheinung des Darniederliegens des Staatsgefühls und Staatsgedankens, ſo geben hierüber die Verhandlungen der Parlamente, ſowie die Erzeugniſſe der politiſchen Preſſe hinreichenden Aufſchluß. Nur ſehr wenige, ja verſchwindend kleine Bruchtheile der in Frage ſtehenden Blätter und Perſonen, welche beſtimmte Richtung ſie auch verfolgen, welchen Parteien ſie angehören mögen, ſind geſättigt mit derjenigen Fülle des Staatsgefühls und Staatsgedankens, welche die Vorausſetzung und Grundlage für alles Thun im Einzelnen bilden muß, welche erwartet werden ſollte und welche nothwendig iſt für eine poſitive und erſprießliche Arbeit.

In weiteſter Verbreitung alſo ſelbſt hier der drückende Mangel an ſtaatlicher Kenntniß und Würdigung, und mehr als dies, ein Ueberhand-

nehmen unstaatlichen Denkens, des Widerstandes und des Hasses gegen staatliches Wesen!

Wenn nun selbst in den Reihen Derjenigen, welche mit besonders lebendiger Empfindung für den Staat ausgerüstet sein sollten, das Gegentheil hiervon zu Tage tritt, was wird man alsdann vom grünen Holze erwarten müssen?

Und was wird zu geschehen haben, um dieses unerfreuliche Ergebniß unserer Umschau in kommender Zeit zu bessern? Die Hoffnung wäre eine sehr geringe, wenn wir unser Vertrauen allein auf die Wirksamkeit derjenigen Lehren setzen müßten, welche bisher über den Staat verbreitet worden sind. Unsere Hoffnung steigt jedoch in demselben Augenblicke, als wir uns daran erinnern, daß die Naturwissenschaft die Führung übernimmt und das Erbe antritt, welches Jurisprudenz und Philosophie in Bezug auf den Staat ihr hinterließen. Sie, welche Sternensysteme und Zellenstaaten, Siphonophorenstöcke und staatliche Organisationen jeder andern Art im Thier- und Pflanzenreich enträthselt hat, hat auch die geeignete Ausrüstung, den menschlichen Staat zu durchschauen bis in seine Tiefen. Es ist von großem Werthe, daß gerade sie an der Darstellung des Staatsbegriffes zu arbeiten hat. Sie verscheucht den vieldeutigen und unsicheren Wortschwall, treibt unerbittlich die Verschwommenheit aus und entzieht ihre Ergebnisse jeder Art von Willkür, jedem Versuch falscher Auslegungsarbeit.

Wenn man aus den weitverbreiteten Anschauungen über den menschlichen Staat, den vielverhöhnten, vielbedrückten, vielverleumdeten, im Zweifel sein konnte, ob er denn wirklich noch einen inneren Werth habe, oder ob er blos eine lästige Form sei, die man je eher, je besser abzuwerfen habe, so lernt der Mensch aus der biologischen Untersuchung heraus sofort und ohne Weiteres begreifen, der menschliche Staat sei etwas außerordentlich Hohes, ein Unendliches, das höchste Besitzthum des Menschen auf Erden.

In einer seiner tiefempfundenen Idyllen ergreift Rosegger das Wort und spricht sich in elegischer Stimmung dahin aus: „Ein gemeinsames Ideal müßt Ihr schaffen helfen, anstatt es zu gefährden. Wo das menschenverbindende Ideal fehlt, da befehden sich Alle und unsere entwickelte Kultur wird die Schürerin unendlichen Haders und des Krieges."

Wenn auch ein Kampf von Anfang an bestanden hat und bestehen wird, so sind mit diesem nicht unvereinbar die schönen und großen menschenverbindenden Ideale. Werden wir letztere, so muß die Frage lauten, auf Erden finden können, oder müssen wir vielmehr unsere Blicke

nach dem Jenseits richten, um solche Ideale zu erblicken? Wie, wenn Rosegger sich mit uns verbinden würde, nach irdischen Idealen der genannten Art zu suchen? Werden wir nicht, sofern es deren gibt, gut thun, die näher liegenden irdischen Ideale zu suchen und zu verwirklichen, statt sie zu vernachlässigen oder gar zu verwerfen, und damit die Erde nebst uns selbst zu zerstören, vielleicht sogar die außerirdischen Ideale uns dadurch unnahbar und unmöglich zu machen? Der Wille und Sinn der außerirdischen Ideale ist es nicht, daß auf Erden Unordnung und Zerstörung herrsche. Letztere aber wird eintreten, wenn die irdischen Ideale versäumt werden. Durch besonnene Pflege der letzteren wird die Pflege der außerirdischen nicht benachtheiligt, sie wird im Gegentheile erleichtert und ermöglicht. Gehen wir nur darauf aus, richtige irdische Ideale zu haben! Sind solche zu finden? Rosegger wird mit uns nicht einen Augenblick im Zweifel sein können, es gibt auf Erden menschenverbindende Ideale; ein solches ist vor Allem das Staats-Ideal.

Fassen wir, indem wir an unsere Aufgabe näher herantreten, die verschiedenen, über das Wesen des Staates im Laufe der Zeiten hervorgetretenen Begriffsbestimmungen in das Auge, so schimmert uns bereits aus diesen, trotz ihrer Unvollständigkeit, das Bild eines Ideales entgegen. Es seien zu diesem Zwecke einige der gebräuchlichsten hier angeführt:

„Der Staat ist das männlich organisirte, zu einer selbständigen und das Gemeinleben beherrschenden Person gewordene Volk eines Landes."

„Der Staat ist ein auf nationaler oder historischer Basis bestehendes menschliches Gemeinwesen zum Zwecke der Verwirklichung eines sich selbst genügenden, echt menschlichen Lebens, in der größtmöglichen Entfaltung und Bethätigung aller Kräfte und in der Erfüllung aller materiellen und geistigen Bedürfnisse."

„Staat ist die Gesammtheit seßhafter Menschen, welche unter einer seine Gesammtinteressen leitenden obersten Gewalt auf einem bestimmten Gebiete zu einer sittlich-organischen Persönlichkeit vereinigt ist."

„Ueberall, wo Menschen in konstanten Verhältnissen sich berühren, da regen sich auch Kräfte und treten Bestrebungen hervor, welche auf die Vermeidung oder Schlichtung von Conflicten, auf die Erhebung gemeinsamer Autoritäten, auf die Ausbildung und Handhabung außerparteilicher Maßstäbe für die Entscheidung der hervortretenden Grenz- und Streitfragen und auf die Herstellung und Behauptung neutraler Gebiete gerichtet sind. Ihre Kraft schöpfen diese Bestrebungen aus den mit dem Streite verbundenen Uebeln, sowie aus der Ergänzungsbedürftigkeit der menschlichen Persönlichkeit, welche die Bedingungen zuerst ihrer

Entwickelung zu vollem Menschenthum, dann der Befriedigung der höchsten Interessen des entwickelten Menschen nur in dem Zusammenhang eines befriedigten und einheitlichen Gemeinlebens findet. — Der Staat ist der Träger der Ordnung, in welcher die Lebensgemeinschaft sich verwirklicht."

Wir rechnen dem Vertreter der zuletzt angeführten Begriffsbestimmung insbesondere die Betonung des Umstandes an, daß der Staat die Ergänzungsbedürftigkeit der menschlichen Persönlichkeit befriedige. In derselben Richtung müssen wir weiter gehen, wenn wir die biologische Definition des menschlichen Staates aufzustellen haben.

Dies ist die folgende: Der menschliche Staat ist die naturgemäße Vereinigung der Einzelnen zu einem in sich geschlossenen lebensfähigen Organismus, mit der obersten Aufgabe, den Menschen aus einem vernunft-, kultur- und sprachlosen Wesen zu einem Vernunft-, Kultur- und Sprachwesen zu entwickeln, die Menschheit zu erzeugen, zu erhalten und weiterzuführen.

Die Isolirten, der Gegensatz des staatlichen Verbandes, zeigen uns ja mit aller nur wünschenswerthen Sicherheit: Setzen wir den Einzelnen dauernd außerhalb der Wirkungen des Verbandlebens, zu einer Zeit, da er noch jung ist und keine oder nur geringe Kultureinflüsse vom Staate erfahren hat, so bleibt dieses Wesen auf thierähnlicher Stufe stehen, ist vernunft- und sprachlos, oder wird es wieder, wenn die Anfänge der Vernunft- und Sprachbildung bereits erreicht waren. Im bestimmten Falle ist der Einfluß dieser Entziehung des Verbandlebens ein so tiefgreifender, daß eine organische Degeneration der Seelenorgane, eine geistige Erstarrung auf der vorhandenen thierischen Stufe sich ausbildet und Nichts mehr im Stande ist, den geistig Umnachteten zu retten; jeder Versuch, den in dauernder Isolirung geistig Erstarrten zur Vernunft und Sprache emporzuheben, schlägt bei demselben fehl. In anderen, minder tief ergriffenen Fällen bewirkt die Isolirung zwar ebenfalls Vernunft- und Sprachlosigkeit, und den Isolirten ist es unmöglich, sich aus eigener Kraft zu höherer Stufe zu erheben, aber sie bleiben bildungsfähig, wenn sie frühzeitig genug wieder in den Bereich des Verbandes gelangen und dessen Wirkungen ausgesetzt werden. Außerhalb des staatlichen Verbandes also erreicht der Mensch nicht diejenigen Kennzeichen, welche den Menschen, wie wir ihn uns vorzustellen gewöhnt sind, d. h. das Staatsgebilde, Kulturgebilde des Menschen, ausmachen. Entweder verharrt er auf thierähnlicher Stufe und in geistigem Tode, oder dieser ereilt ihn alsbald. Es bedarf hiernach der Wirkungen des staatlichen Verbandes auf den Einzelnen, um ihn, den Vernunftlosen, zu einem Vernunft- und Sprachwesen zu machen. Der Einzelne bedarf nicht blos zu seiner

Menschwerdung der Wirkungen des staatlichen Verbandes, sondern die menschliche Vernunft selbst, sowie die Sprache des Menschen, sind langsam gereifte Erzeugnisse des Verbandlebens. Diejenigen, welche dem Einzelnen den Besitz der Vernunft und Sprache vermitteln, haben diesen ihren Besitz nicht aus außermenschlicher Quelle fertig überkommen, sondern durch allmähliche Ausbildung und Vermehrung von einem Geschlecht zum anderen gewonnen. Die unumgängliche Bedingung dieses Gewinnes aber ist der staatliche Verband.

Der Abstand zwischen der Stufe des isolirten und der Stufe des staatlichen Menschen ist um so kleiner, in je frühere vorgeschichtliche Zeiten des vieltausendjährigen Daseins des Menschen wir hinaufsteigen. Der Abstand wird um so riesenhafter, je fortgeschrittener der Staat ist, von welchem der Isolirte ein Glied war. Der Geist des Menschen, das Licht der Vernunft, der köstliche Besitz der Sprache, sie alle sind Staatswirkung. Der Einfluß und die Bedeutung des Staates sind demgemäß weit größer, als man ohne tieferes Nachdenken und insbesondere ohne positive Erfahrung auch nur im Stande wäre zu vermuthen.

Die größten Geister des Alterthums, Aristoteles an der Spitze, haben die Richtigkeit dieser Sätze sehr wohl gefühlt und sich mit hinreichender Deutlichkeit in einem Sinne ausgesprochen, der dem von uns festgehaltenen durchaus nahe steht, wenn sie auch nicht im Stande waren, den Beweis zu liefern. Es ist am Platze, hier die berühmten, aber nur selten tiefer verstandenen Worte des Aristoteles in Erinnerung zu bringen: „Der Mensch ist ein von Natur staatliches Wesen. Er ist zum Zusammenleben mit anderen Menschen geboren und kann, als Individuum vom Verbande gelöst, weder Tugend noch Glückseligkeit erlangen. Um ohne Staat bestehen zu können, müßte er entweder höher organisirt sein, gleich einem Gott, oder niedriger als er ist. Ein seiner Natur nach staatliches Wesen ist entweder mehr oder weniger als ein Mensch, d. i. ein Gott oder ein Thier."

Diesen Worten können wir also jetzt hinzufügen: Der Einzelne kann, vom Verbande gelöst, nicht allein nicht zur Tugend und Glückseligkeit gelangen, sondern er bleibt ein thierisches Wesen oder wird es, indem ihm Vernunft und Sprache fehlen und er dieselben niemals für sich allein zu erreichen vermag.

An dieser Stelle würde auch die Gelegenheit zu ergreifen sein, die zahlreichen und vielgestaltigen Organisationen von Einzelnen zu einem Ganzen zu betrachten, welche im Thier- und Pflanzenreich vorkommen. Die gegebenen Ausführungen würden dadurch einen sehr bedeutenden Hintergrund und neue Stützen erhalten. Es sei mir indessen gestattet,

den Leser statt dessen auf eine von mir bereits an anderem Ort gegebene vergleichende Zusammenstellung zu verweisen.[1])

Setzen wir diese als bekannt voraus und blicken wir mit dieser Kenntniß aller Verbände ausgerüstet auf den bereits von uns zurückgelegten Weg zurück, so drängt sich uns mit aller Bestimmtheit die Wahrnehmung auf, daß der Kulturmensch ohne Zuhülfenahme der naturwissenschaftlichen Führung und ohne Berücksichtigung der Isolirten nicht allein der Gefahr ausgesetzt ist, sich in einer der größten Angelegenheiten zu täuschen und zu kurz zu greifen, sondern daß er auch wirklich in diese Gefahr verfiel. Denn es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß nur die wenigsten Menschen von jener wichtigen Wahrheit eine irgend genügende Vorstellung haben: Der Staat ist der Erzeuger aller Kultur und der Menschheit! Mit dieser, das Wesen des Menschen sehr bedeutend berührenden Erfahrung ist ein Ausgangspunkt gewonnen, der seine Richtungen nach vielen und wichtigen Seiten hin nimmt, die uns im Folgenden noch beschäftigen werden.

Und hier vermag ich die Nothwendigkeit nicht länger zu umgehen, den Staat gegen einen ansehnlichen Theil seiner Glieder in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen. Ich will nicht von den Streitigkeiten reden, welche noch darüber bestehen, ob der Staat als eine bloße Abstraction, ein fingirtes Wesen oder als ein wirkliches Rechtssubject, als eine Organisation von Einzelnen mit Inhalt und Form zu bezeichnen sei. Meine Absicht geht vielmehr dahin, zunächst auf die Verwirrung hinzuweisen, welche die Verwechselung der Begriffe „Staat" und „Gesellschaft" angerichtet hat und in weiten Kreisen folgenschwer anzurichten fortfährt. Man hat sich nämlich vielfach und mißbräuchlich daran gewöhnt, der „Gesellschaft" zuzuschreiben, was allein dem Staate, dem staatlichen Organismus, nicht etwa der staatlichen Form oder der Staatsgewalt, gebührt. Wer ist diese „Gesellschaft"? Es ist nicht die menschliche Gesellschaft als Gesammtheit aller auf Erden lebenden Menschen; es ist vielmehr die Gesellschaft als Standesbegriff, nach Bluntschli's scharfem Ausdruck „die Gesellschaft als Drittenstandesbegriff", die bürgerliche Gesellschaft, welche hier gemeint ist. Wie aber sollte es ferner noch möglich sein, diese mit dem Staate zu verwechseln? Sie hat weder den Staat erzeugt, noch die vom Staate erzeugten Güter, sondern sie selbst ist ja doch offenbar ein Erzeugniß des Staates.

Ohne Staaten keine lebensfähige Gesellschaft; erstere sind die Voraus-

---

[1]) Urgeschichte des Menschen, Bd. II, Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft, S. 296.

setzung und Bedingung der letzteren, die selbst nicht organisirt ist. Die Gesellschaft, die selbstverständlich als das Subordinirte gegenüber dem Staatsbegriff zu erscheinen hat, stirbt ohne den Staat. Wollte sie versuchen, ein selbständiges Leben und Dasein zu führen, so müßte sie sich sofort zu einem vollständigen staatlichen Organismus umbilden, d. i. zum Staate werden. Kurz zusammengefaßt liegen demnach die Verhältnisse folgendermaßen:

Die groß gewordene menschliche Gesellschaft der Erde hat sich nach biologischer Ausdrucksweise in eine Reihe von Organisationen, Staaten, gegliedert. Diese aber sind die Erzeuger der Gesellschaft als Standesbegriff, nicht umgekehrt.

In zweiter Linie ist für den Umstand, daß man sich vielfach um den Staatsgedanken betrogen hat, die Thatsache verantwortlich zu machen, daß man es nicht verstanden hat, den biologischen Begriff der Organisation und des Verbandes auf den menschlichen Staat anzuwenden. Diesen biologischen Begriff und keinen anderen dürfen wir aber in Anwendung bringen, wenn wir das Naturgebilde des menschlichen Staates richtig auffassen und nicht in die schwersten Irrthümer verfallen wollen. Auf dieser festen Grundlage des biologischen Verbandbegriffes stehend gibt es aber nur zweierlei Möglichkeiten zu unterscheiden: Entweder ist ein Verband vorhanden oder es ist keiner vorhanden; ein drittes gibt es nicht. Der Verband kann natürlicherweise hohe und niedere Formen seines Wesens uns aufzeigen, so im Pflanzen-, Thierreich und auch im Menschenreich. Wollte man eine niedere Form des Verbandes nicht Staat nennen und diesen Ausdruck nur zur Bezeichnung höherer und höchster Verbandformen aufbewahren, so kann man dies allerdings thun; aber es erwächst sofort aus diesem Beginnen die Gefahr, sich um des Wortes willen um den Begriff von der Bedeutung des Staates zu bringen, wie es denn ja auch in Wirklichkeit geschehen ist.

Wo überall ein menschlicher Verband ist, und wäre er der niedrigste, so fehlt ihm niemals irgend eine Organisation und wäre dieselbe auch scheinbar noch so unbedeutend. Der Verband hat nicht blos eine weit größere Massenwirkung als der Einzelne, sondern er zeigt auch Differenzirungen verschiedener Art in seinen Gliedern: vollkommene Gleichheit seiner Glieder ist nicht vorhanden, schon aus dem Grunde, weil sie nicht möglich ist. Es gibt einen Gesammtwillen in jedem solchen Verband, sei es, daß sich alle Befähigten auf einen Feind stürzen, während Weiber, Kinder und Greise zurückbleiben, oder daß sie sonst gemeinschaftliche Unternehmungen ausführen. In der Regel ist aber auch ein sichtbares

Oberhaupt vorhanden und es fehlt der Häuptling in Kriegszeiten niemals. Die Wirkung aber selbst des einfachsten Verbandes auf die einzelnen von ihm umschlossenen Glieder ist eine ungeheure: der Mensch wird zum Menschen, er wird zum Vernunftwesen und zum Sprachwesen, macht Fortschritte und überträgt seinen Gesammtbesitz durch Beispiel, Sprache und durch Ueberweisung der erworbenen Güter auf seine Nachkommenschaft.

Wollte man also sagen, ein so niedriger Verband sei kein Staat, so ist es gerade das, was als falsch zu tadeln ist und was außerordentlich geschadet hat. Es ist kein solcher Staat, wie man sich gewöhnt hat, eine hohe Form der Vereinigung zu nennen, aber es ist einer im Gegensatz zu den Isolirten. Es ist noch kein hoher Kulturstaat, allein es ist ein Staat. Aber wohlan, nehmen wir, uns dem vererbten Sprachgebrauch fügend, einen Augenblick lang an, ein solcher Verband sei kein Staat. Was geht daraus für den Begriff der Staatsbedeutung hervor? Etwa eine Folgerung, die unserer Anschauung über die Bedeutung des Staates entgegen wäre? Nein, das Gegentheil ist der Fall! Denn wenn schon die Wirkung des einfachsten Verbandes auf seine Glieder in zwingender Weise eine ungeheure zu nennen ist, so ist die Wirkung des hohen Kulturstaates auf seine Glieder ja eine noch bei weitem größere, nicht aber eine kleinere, wie etwa eine oberflächliche Meinung glauben könnte. Die Wirkung auch des höchsten Kulturstaates auf seine Glieder übertrifft indessen lange nicht um so viel die Wirkung der einfachsten Verbände auf die ihrigen, als die Wirkung der letzteren erhaben ist über die Zustände der Isolirten. So hatten wir auch in diesem Sinne ein Recht, nur zu unterscheiden zwischen einer Verbandwirkung und ihrem Mangel. Werden wir nun auch ferner, da einmal der Sprachgebrauch besteht, nicht allein zwischen niederen und höheren Verbänden unterscheiden, sondern nur die höchsten Formen des Verbandes mit deutlicher und weitgehender Organisation und Differenzirung seiner Glieder mit dem besonderen Namen des Staates bezeichnen, so wird doch der Fehler nicht mehr gemacht werden können, daß man der Verbandwirkung das beizumessen vergessen dürfte, was ihr zukommt. Sie wird in dem Augenblicke deutlich, als wir versuchen, die Einzelnen außerhalb der Wirkung des Verbandes zu setzen, d. h. zu isoliren. Auch in der Zoologie hat man sich bekanntlich daran gewöhnt, in Anlehnung an die menschlichen Verhältnisse nur diejenigen thierischen Verbände Staaten zu nennen, welche eine vollkommene Organisation zeigen; hier ist jedoch der Sprachgebrauch minder der Gefahr ausgesetzt, mißverstanden zu werden und auch weniger im Stande, schädliche Wirkungen zu

äußern. Für den Menschen aber gilt es, streng auseinanderzuhalten, der Gegensatz bestehe nicht zwischen dem Begriffe von Staat und niederem Verband, sondern zwischen den Begriffen Verband und Isolirung.

Hierdurch haben wir auch die Anhaltspunkte gewonnen zur Bestimmung des Werthes des Einzelnen im Staate. Der durch die Verbandwirkung gebildete Einzelne ist so sehr daran gewöhnt, seine Menschheit nicht dem Staate, sondern sich selbst zuzuschreiben, daß es nicht leicht sein wird, den Verwöhnten von seinem Wahne zu heilen. Die Kraft der Jahrtausende seines Geschlechtes, die in ihm wirksam ist, hält er für sein Ich, das er Niemand zu danken habe. Allein ein Solcher versuche nur, sich in Gedanken frühzeitig zu isoliren und er wird sein eigentliches Ich nunmehr unzweifelhaft erblicken.

Er wird als Kulturmensch einen Rohwerth und einen Organisationswerth an sich bemerken und beide von einander unterscheiden müssen, wie wir dies bereits an früherer Stelle auseinandergesetzt haben.

Aus derselben unklaren Quelle der Voraussetzung eines unbedingten Ich, aus demselben Vorurtheil des ausschließlich am Einzelnen haftenden Werthes der Persönlichkeit entsprang auch die falsche und nicht ungefährliche atomistische Lehre vom Staate.

Noch heute sagt die atomistische Staatslehre: „Die Individuen allein sind Grund und Zweck des Staates. Aus individuellem Willen entsteht der Staat, von dem individuellen Willen bleibt er abhängig. Er hat kein Leben in sich, keinen eigenen Zweck. Er dient ausschließlich den individuellen Bedürfnissen und Interessen, inwiefern er das nicht thut, ist er verwerflich und unbrauchbar. Was man Staatswillen heißt, ist nur Zusammenfassung von einer Menge, wo möglich allen Individualwillen. Statt Aller genügt die Mehrheit, nicht weil das an sich recht, aber weil es unentbehrlich ist, um eine künstlich erdachte Einheit künstlich hervorzubringen. Ursprünglich sind die Individuen souverän, im Verfolg übertragen sie ihre Souveränetät auf ihren Verein, beziehungsweise auf die Mehrheit in demselben.“ Höher, als hier geschieht, kann man die Einzelnen nicht stellen.

Nun, wir kennen die ursprüngliche Souveränetät der Individuen. Diese selbst haben freilich keine Ahnung davon, welche Rolle man ihnen hier beimißt und selbst wenn man es ihnen erzählte, könnten sie es ja gar nicht verstehen. Die Einzelnen haben es auch Denjenigen, welche so von ihnen geschrieben haben, nicht gesagt, daß sie so von ihnen schreiben sollten, denn sie konnten ja gar nicht reden. Sie haben selbst keine Vernunft, sondern sie verharren ruhig in geistiger Nacht, sie lehnen

mit geziemender Bescheidenheit die Souveränetätsrechte ab: ihr Kennzeichen ist nicht Souveränetät, sondern Thierähnlichkeit. Geduldig warten sie, ohne zu wissen, was ihnen geschieht, bis das allein souveräne Wesen, der Staat, sie in den Bereich seiner Macht zieht, sie aus Einzelwesen zu Verbandwesen macht, und sie zu Menschen, zu Vernunftwesen macht. Alle Einzelnen der Erde, ohne Beziehung zu einander gesetzt, machen noch keinen Staat, es ist eine Summe von Isolirten und in allen Beziehungen diesen gleich. Der Staat ist keine Zusammensetzung aus Einzelnen, sondern ein Organismus, der die Einzelnen in die innigsten, weitgreifendsten, gewaltigsten Beziehungen zu einander setzt, er ist der Gegensatz der Einzelnen, nicht ihre Summe. Der Staat ist auch keine bloße Form ohne Stoff. Er ist ein Organismus mit Form und Stoff, wie im gesammten Reich der Biologie, so auch bei dem Menschen. Sein Stoff sind seine durch alle ihre Kräfte miteinander zusammenhängenden und zu einander in Beziehung gesetzten Einzelglieder. Obwohl körperlich voneinander getrennt, machen sie ein Ganzes aus, welches durchaus andere Kräfte besitzt, als der Einzelne, der weder Vernunft noch Sprache kennt. Die Einzelnen sind Glieder eines Gesammtkörpers, und empfangen vom Ganzen ihr Dasein und ihre Stelle. Das Ganze steht über den Theilen, welche dem Untergang verfallen, wenn sie sich aus dem Zusammenhang des Ganzen lösen; es erhält und schützt die Einzelnen, durchdringt sie mit der Fülle seiner Kraft und stattet die Einzelnen aus.

Welche Rechte und Pflichten fallen dem Einzelnen zu?

Das Ganze, welches dem Einzelnen das Leben gibt und den Stempel der Menschheit aufprägt, den Einzelnen erhält und schützt, gebietet auch wieder über das Leben und die Kraft des Einzelnen, die nur von ihm stammen. Pflichten und Rechte des Einzelnen können einzig und allein bedingt sein von dem Wohlergehen des Gesammtorganismus. So verhält es sich wieder in beiden biologischen Reihen und es ergibt sich leicht, daß es auch beim menschlichen Verband nicht anders sein könne. Man macht sich die Verhältnisse am leichtesten klar, wenn man einen Organismus zur Vergleichung heranzieht, dessen einzelne Glieder körperlich untereinander zusammenhängen, wie es z. B. bei dem menschlichen Leibe der Fall ist. So kann beispielsweise nicht ohne Grund gefragt werden: welche Pflichten und Rechte hat ein Finger, ein Haar, ein Zahn, ein Auge, das Gehirn, gegenüber dem Gesammtorganismus? Es ist leicht zu bemerken, das oberste Gesetz sei das Wohlergehen des Ganzen. Auf eine Abwägung der Einzelheiten, die sehr weit führen würde, kann es an dieser Stelle nicht abgesehen sein, doch ist deutlich erkennbar, daß

das Wohlergehen der einzelnen Glieder abhängt von dem des Ganzen. Wie in der Natur eines jeden Organismus, so liegt es auch in der Natur des Staates, daß er einen gewissen Zwang auf die ihn zusammensetzenden Glieder und Atome ausüben muß. Man braucht nicht einmal nothwendig in die organische Welt zu blicken, um passende Vergleichungen zu finden. Wenn sich jeder Backstein, wie eine bekannte Ausdrucksweise lautet, nach Willkür an die Stelle begeben wollte, die ihm gut schiene, so würde niemals eine Mauer, geschweige denn ein Gebäude entstehen, worin es sich wohnen läßt. Wenn dies schon bei einer Mauer, bei einem Gebäude der Fall ist, um wie viel mehr wird es der Fall sein müssen in einem lebenden Organismus! Jedes Atom nimmt hier die Stelle ein, die ihm zukommt.

Auf der andern Seite wäre es nicht minder verfehlt, wenn die Staatsgewalt in unvernünftiger Weise gegen ihre eigenen Glieder wüthen und die Zerstörung der sie zusammensetzenden Theile übernehmen wollte. Der Staat würde hier ja sich selbst bedrohen und beschädigen, er würde sich selbst krank machen. Man erkennt, daß es hier auf eine vernünftige Abgrenzung der Rechte und Pflichten zwischen dem Ganzen und seinen Theilen ankommt, so daß beide dabei am besten fahren.

Die Ausführung einer solchen Abgrenzung gehört zu den schwierigsten Aufgaben und ist überhaupt nicht ein für alle Mal zu fixiren, da sie nach den Zuständen des Gesammtorganismus nothwendigerweise wechseln muß. Als ein von vornherein fehlerhaftes Beginnen muß es aber bezeichnet werden, wenn bei solchen Versuchen in einseitiger Weise nur entweder der Gesammtorganismus oder seine Atome Berücksichtigung finden. In der Regel ist letzteres der Fall gewesen, wie sich leicht begreifen läßt. Allein es versteht sich von selbst, daß beide in gleicher Weise berücksichtigt werden müssen, wenn überhaupt ein solcher Versuch Sinn haben und nicht zum Verderben für einen oder vielmehr für beide Theile ausschlagen soll.

Dieser Punkt ist von unserem biologischen Standpunkte aus zu wichtig, als daß wir es versäumen möchten, ihn mit einigen wichtigen Beispielen zu beleuchten.

Der Gedanke, einen vollständigen und in sich abgeschlossenen Codex der Menschenrechte zu schaffen, tauchte zuerst in Nordamerika auf, und zwar gleichzeitig mit der Erklärung des nordamerikanischen Congresses vom 4. Juli 1776, wodurch die Lossagung der Colonien vom Mutterlande verkündet wurde.

Zur wirklichen Aufstellung eines förmlichen Codex der Menschenrechte schritt jedoch erst die französische Revolution. Zunächst war dieser Ver-

such nur gegen die das Volk in großer Ausdehnung unterdrückenden bevorzugten Stände und gegen ihre Vorrechte gerichtet. Doch wollte man zugleich alle hierauf bezüglichen Uebelstände für alle Zukunft mit kühner Hand abschneiden. An der Spitze dieser Menschenrechte stand der Satz: „1) Der Mensch wird frei und gleich an Rechten geboren und bleibt es. 2) Das Ziel aller politischen Gesellschaften ist die Erstattung der natürlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen. Diese Rechte sind: Die Freiheit, das Eigenthum, die Sicherheit und das Recht des Widerstandes gegen willkürliche Bedrückung.“ Diese Déclaration des droits de l'homme et du citoyen wurde alsdann der Constitution vom 3. September 1791 einverleibt.

Nachdem die Schreckensherrschaft Robespierres ihr Ende erreicht hatte, erließ der Convent 1795 eine neue Zusammenfassung der Menschenrechte, neben welchen auch Pflichten des Bürgers anerkannt wurden, wie z. B. das bekannte: „Thue nur das, von dem Du wünschest, daß Dir es auch Andere thun!“ „Niemand ist ein guter Bürger, der nicht zugleich ein guter Sohn, Vater, Bruder, Freund und Gatte ist.“ „Wenn das Vaterland die Bürger zur Vertheidigung der Freiheit, Gleichheit und des Eigenthums ruft, so hat Jeder die heilige Pflicht, diesem Rufe zu folgen.“ Unter den Rechten waren außer Gleichheit, Freiheit, Sicherheit der Person und des Eigenthums namentlich auch noch die Freiheit des Wissens, der Meinungsäußerung, besonders in der Presse, und endlich auch das Recht des Bürgers auf Unterstützung und Arbeit ausdrücklich sanktionirt.

Bei der Berathung der Verfassung des nunmehrigen Deutschen Reichs wurde von der Feststellung allgemeiner Grundrechte dieser Art, nachdem auf der Frankfurter Nationalversammlung 1848 ein Versuch ausgeführt worden war, Umgang genommen und deren Aufstellung und Durchführung der Specialgesetzgebung vorbehalten. Uebrigens sind die meisten Bestimmungen der „Frankfurter Grundrechte“, soweit sie von praktischer Bedeutung waren, theils durch das Verfassungsrecht der Einzelstaaten, theils durch die Reichsgesetzgebung thatsächlich verwirklicht worden.

Es ist nicht schwer, vom biologischen Standpunkte aus die Nutzanwendung für beide Theile, das Ganze nämlich und seine Glieder zuziehen. Sie besteht vor Allem darin, daß kein Theil in irgend welche Fehler verfällt, sondern beide Theile nach Kräften für einander sorgen.

Die Untersuchung der Isolirten hat uns die Dürftigkeit des Einzelnen, den Werth des Ganzen und das Verhältniß beider Theile in einer Weise offenbart, wie es nur durch die Gegenüberstellung der Gegensätze möglich war. Wir haben erfahren, das Ganze, der Staat, sei der Erzeuger der Menschheit und ihres sämmtlichen geistigen Besitzes: er ist eben dadurch

und auf dieselbe Weise auch der Erzeuger der Kirche und letztere seine Tochter. Es ist eine mit dem wirklichen Wesen des Staates gänzlich unvereinbare und unhaltbare Auffassung, welche annehmen wollte, Staat und Kirche seien Gegensätze: der Staat umfaßt vielmehr einen weltlichen und kirchlichen Theil des Gesammtgutes, dessen alleiniger Erzeuger er ist. Doch wir haben uns in unserer Urgeschichte ausführlich genug über dieses Verhältniß ausgesprochen und war dasselbe hier nur deßhalb zu berühren, damit die Tragweite des Staatsgedankens auch nach dieser Richtung hin nicht unentschieden bleibe.

Wir können diesen Abschnitt nicht besser schließen, als mit einer vergleichenden Betrachtung des Werthes der verschiedenartigen Besitzthümer, welche der Mensch vom Beginne aller Cultur an bis herab zur Gegenwart erworben hat. Worin ist sein höchstes Besitzthum, um dies sofort in den Vordergrund zu stellen, enthalten? Viele werden diese Frage verschieden beantworten, allein die richtige Antwort kann nur eine einzige sein. Man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, der hohe Besitzstand der Gegenwart bestehe allein in der gewaltigen Ansammlung von geistigen und materiellen Gütern jeder Art, in der Zunahme der Einsicht in alles dem Menschen Zugängliche, in der zunehmenden Beherrschung der Naturkräfte; er besteht vielmehr in erster Linie in dem Besitz der Bedingungen, welche alle diese Güter erst ermöglichen; d. h. er besteht in der Erwerbung einer vervollkommneten Organisation der einzelnen Theile zu einer Gesammtheit. Wie die verschiedenen geistigen und körperlichen Kräfte eines Thieres, eines Menschen nur denkbar sind unter der Voraussetzung eines Organismus, welcher die einzelnen Glieder ermöglicht und zu einem Ganzen zusammenfaßt, so ist es auch der Fall mit der menschlichen Gesellschaft, die in eine Reihe von Organismen, Staaten, sich gegliedert hat. Das Ganze ist auch bei ihnen die Bedingung des Einzelnen; ohne das Ganze sind überhaupt die Einzelnen nicht. Das wichtigste Besitzthum ist demnach die Ausbildung einer sich selbst regulirenden Organisation, welche unter beständiger Anpassung an ihre Lebensbedingungen äußeren und inneren Schädlichkeiten gegenüber sich zu erhalten und ihren einzelnen Gliedern das größte Maß von relativer Vollkommenheit zu gewähren vermag.

Was man die Menschheit zu nennen pflegt, ist nichts anderes, als eine gewisse, wandelbare Summe der genannten selbständigen Organismen oder Staaten. In anderer Form vermag die Menschheit nicht zu existiren, in anderer Form gibt es keine Menschheit. Es gibt nicht eigentlich eine selbständig bestehende Menschheit, sondern nur Staaten von theils verschiedener, theils übereinstimmender Organisation, von denen jeder einzelne

seine besondern Aufgaben zu erfüllen hat. Nur in der frühesten urgeschichtlichen Zeit fiel die Grenze der Menschheit mit der eines einzigen Verbandes zusammen. Nur in dem selbst für die Gedanken weit entfernten Fall, daß in später Zukunft ein Staat wiederum vorhanden wäre, würde die Grenze der Menschheit wiederum mit ihm zusammenfallen. Es ergibt sich hieraus ohne Weiteres, daß der Kosmopolitismus, welcher die Menschheit, und nicht die Staaten als das Wesentliche in den Vordergrund stellt, seinem ganzen Wesen nach ein verschwommenes, dem Staate feindliches Gebilde darstellt, welches keinerlei Berechtigung besitzt. Der staatslose Kosmopolit ist ein Unding; denn es gibt eine Menschheit und Menschen nur, insoweit es eben Staaten gibt.

Die Wissenschaft der Geschichte behandelt darum mit vollem Recht in erster Linie die politische Geschichte, die Verhältnisse des staatlichen Lebens der Völker und Menschen.

Wir können in dieser Hinsicht darum von unserem biologischen Standpunkte aus mit dem Historiker Maurenbrecher nur übereinstimmen, wenn er sagt: „Der Staat schließt das gesammte Leben eines Volkes in sich; er ist die äußere Lebensordnung, der Rahmen, in dem alle andern Verhältnisse und Beziehungen menschlichen Seins sich bewegen: ja, ich wage zu sagen, je höher die Entwicklungsstufe, die ein Volk erreicht hat, desto energischer und desto umfassender erstreckt der Staat seine Macht und Bedeutung in alle Richtungen und Windungen menschlicher Verhältnisse hinein. In der Geschichte eines Staates laufen daher alle Fäden der vielleicht sonst getrennten und in wissenschaftlicher Betrachtung oft vereinzelten Geschichtsgebiete zusammen; die Staatsgeschichte eines Volkes enthält die Kultur- und Wirthschafts-, Kriegs- und Rechtsgeschichte dieses Volkes; erst im Zusammenwirken aller der verschiedenen Faktoren spiegelt sich das wirkliche historische Leben.“

d. Pädagogische Bedeutung.

Die Isolirten bilden den Gegensatz zu den Kindern der Kultur. Nach so vielen Richtungen auch schon die Lehre von der Erziehung im Laufe der Zeit untersucht worden ist, so sehr man auch bestrebt war, die große Frage der Erziehung nach allen Seiten zu beleuchten und von den verschiedensten Gesichtspunkten aus zu untersuchen, bis zu den Isolirten ist man noch nicht hinabgestiegen. Ja man hat nicht einmal den urgeschichtlichen Gesichtspunkt bisher sich in dieser Frage zu eigen gemacht.

Der Standpunkt der Isolirten aber sowohl, als derjenige der frühesten

Urgeschichte des Menschen führt uns zu den äußersten Anfängen, in welchen die Erziehung des Menschen erst begann oder beginnen konnte. Versäumen wir ihn, so entgeht uns Manches, was in's Gewicht fällt und sich auf andere Weise gar nicht erreichen läßt. Unvollständig mußte demnach die Lehre von der Erziehung sein, die sich des genannten Standpunktes bisher nicht bemächtigt hat. In einer Frage, die das ganze Menschengeschlecht so sehr angeht, wie die der Erziehung, ist Nichts von geringem Belang, das auf sie Bezug hat. Wie könnten wir uns also einen solchen Stoff entgehen lassen und seine Verwerthung auf einem Gebiete preisgeben, das Jedem am Herzen liegen muß?

Nicht vergeblich betrachten wir die Isolirten schon mit Rücksicht auf den Zweck der Erziehung, ein Gegenstand, über welchen bekanntlich so viel geschrieben worden ist und die Ansichten so weit auseinandergehen. Bedenken wir ferner, in welchem ungeheuren Gegensatz der bei den Isolirten und in frühester urgeschichtlicher Zeit vorhandene Nichtbesitz an geistigem Erwerb zu dem gewaltigen Stoffe steht, welcher die Arbeit vieler Jahrtausende unseres Geschlechtes angesammelt hat, ein Stoff, von dessen Größe eben nur Derjenige sich eine Vorstellung zu machen im Stande ist, der die Gegenwart mit den Urzeiten zu vergleichen gelernt hat; und bedenken wir andrerseits, daß ein sehr beträchtlicher Theil des langsam angesammelten Stoffes in überaus kurzer Zeit von einem zarten Menschenkinde aufgenommen werden soll, so ergibt sich eine fernere Gelegenheit zu fruchtbringendem Nachdenken. Man denke sich die hochaufgestaute Fluth eines mächtigen Stromes, und diese plötzlich auf ein im Aufblühen begriffenes Blumenbeet losgelassen, so hat man das im Bilde, was wir meinen. Hier erheben sich also die Fragen: Wann hat die systematische Erziehung anzufangen, auf welche Zeitdauer ist die heranbrausende Fluth zu vertheilen, welches ist die geeignete Aufeinanderfolge ihrer einzelnen Theile, und in welchem Umfang hat insbesondre die Volksschule dem vorhandenen Stoffe gerecht zu werden?

Man hat schon behauptet, die Erziehung des Menschen im weiteren Sinne beginne bereits mit seiner Erzeugung. Es liegt diesem Ausspruch die Wahrheit zu Grunde, daß die embryonale Entwicklung des Kindes in innigen Beziehungen zum mütterlichen Körper sich vollzieht. Es läßt sich sogar die noch viel weiter gehende Behauptung rechtfertigen, daß die Erziehung des Kindes, im weitesten Sinne genommen, schon durch die Voreltern eingeleitet werde. Eine Untersuchung der Verhältnisse so-

---

[1]) Man vergleiche hierüber das schöne Buch von Prof. Wilhelm Preyer: Die Seele des Kindes.

wohl dieser wie jener Erziehung liegt außerhalb des uns vorgezeichneten Gebietes. Näher schon würde uns eine Betrachtung der Erziehung innerhalb der ersten Kinderjahre liegen.[1]) Von den hunderttausend Wogen, die das geborene Kind zu umspülen beginnen, sind anfänglich nur wenige wirksam. Die Natur breitet eine schützende Hülle über ihr Erzeugniß aus und gestattet keine Ueberfluthung. Nur allmählich und in ausgezeichneter Reihenfolge wachsen den äußeren Einflüssen die aufnehmenden und verarbeitenden Apparate entgegen, allmählich und leise, nicht plötzlich und auf einmal. Wer ist es, dem bei der Erwägung aller dieser Verhältnisse nicht bereits die Augen aufzugehen beginnen, daß Vorsicht bei der Erziehung geboten sei? Das Kind hat ferner eine Mutter; sie bildet die nächste und wichtigste Umgebung des Kindes, sofern sie ihre Pflicht erfüllen kann. Mit starkem Instinkte weiß sie das Zuträgliche vom Schädlichen in der Regel zu unterscheiden und behütet als Beauftragte der Natur das junge Wesen. Nicht willkürlich also nimmt das Kind das Vorhandene auf, sondern in einer durch die Entwickelung seiner Sinnesorgane und seiner Centralorgane bestimmten und geregelten Weise; und mit ihm beschäftigt sich vor Allem auf liebevolle, schonende und zugleich überaus wirksame Weise die Beauftragte der Natur. Sie irren Alle, die glauben, die Mutter sei blos die körperliche Ernährerin; nein, sie ist auch die erste geistige Ernährerin. Ihrem Einfluß ist es zumeist zu danken, daß das Seelenleben des Kindes erwacht und daß alsbald auch die Sprache von ihm in ihren Anfängen ergriffen wird.

Es fließen die ersten Jahre dahin und das Kind entwickelt sich geistig und körperlich weiter. Bis dahin war es eine Art von natürlichem System, unter welchem das Kind stand. Aber mitten in seinem Wachsthum wird es plötzlich diesem entrissen und den Einwirkungen eines künstlichen Systems ausgesetzt und unterworfen.

Das wichtigste Ergebniß, zu welchem uns die Untersuchung der pädagogischen Bedeutung der Isolirten führen wird, ist in dem Nachweis enthalten, daß der gegenwärtig allgemein herrschende Unterrichtsplan der Volksschule in dem Umstande einen schweren Fehler enthalte, daß er einen Erwerb, welcher in der Kulturentwicklung des menschlichen Geschlechtes in spätester Zeit erst aufgetreten ist, nämlich Schreiben und Lesen, dem in die Schule eintretenden Kinde am frühesten zu vermitteln bestimmt. Dieser eine Fehler schon ist folgenschwer und zieht eine Menge von Gebrechen nach sich.

Die Vorschläge, welche sich an das genannte und die übrigen Ergebnisse anschließen werden, verfolgen den Zweck,

1) einen Beitrag zu liefern zur Lösung der Frage, in welcher Weise

am zweckmäßigsten der zunehmenden Verderbniß der Augen des heranwachsenden Geschlechtes gesteuert werde;

2) zu zeigen, wie jener häufigen Erscheinung des frühzeitigen geistigen Abwelkens vorzubeugen sei;

3) gehen sie darauf, einen Zeitgewinn für die vor Allem zu erstrebende Vernunft- und Sprachbildung ohne Vermehrung der Stundenzahl zu erübrigen;

4) einen ebensolchen Zeitgewinn zu erübrigen für die Betreibung der wichtigen Gegenstände des Handfertigkeitsunterrichtes;

5) in dem Kinde und in den Eltern eine vermehrte Freude am Besuch und an der Beschickung der Schule zu erwecken;

6) die Reihenfolge in der Vertheilung des Unterrichtsstoffes zu bestimmen nicht ohne Rücksichtnahme auf die Reihenfolge der in der Kulturentwicklung des Geschlechtes aufgetretenen Stoffe;

7) den Lehrer und die Schule auf eine höhere Stufe des Daseins und der Wirksamkeit zu erheben.

Wir brechen hier ab und heben hervor, daß zur Erledigung unserer Aufgabe zwei Gegenstände einer aufmerksamen Betrachtung bedürfen, einmal der Erziehungszweck, und sodann die Mittel, diesen Zweck zu erreichen.

1. Der Erziehungszweck.

So verschieden die Frage nach der Bestimmung des Menschen beantwortet worden ist, so verschieden sind auch die Antworten auf die Frage nach dem Zweck und Ziel der Erziehung ausgefallen. Betrachten wir die hauptsächlichsten hierauf gegründeten pädagogischen Systeme, so zieht zuerst der Eudämonismus unsere Blicke auf sich, der bis auf Aristoteles zurückgeht. Dieser betrachtete die Erziehung nicht allein als die schwierigste Aufgabe, die gestellt werden, sondern auch als die höchste, deren Lösung versucht werden kann. Das Ziel der gesammten menschlichen Thätigkeit ist nach Aristoteles die Glückseligkeit (Eudämonie), die sich auf Tugend gründet. Letztere aber wird ermöglicht durch die Vernunft, in welcher die Gottähnlichkeit des Menschen besteht. Wie der einzelne Mensch, so hat auch der Staat, welcher die vollkommenste aller Gemeinschaften darstellt, die vollendete Glückseligkeit zum Ziel und darum die Pflicht, seine Bürger zur Tugend zu führen. Der Staatszweck fällt mit dem Zwecke des Menschenlebens zusammen. Noch jetzt nennt sich das bezügliche pädagogische System das eudämonistische. Es geht von der Bestimmung des Menschen zu irdischer Glückseligkeit und

zu Brauchbarkeit in der Gesellschaft aus, in welcher er dieses sein Glück finden soll. Materieller Unterricht und Realien treten darum hier besonders in den Vordergrund.

Ein zweites System ist das sogenannte naturalistische und hat in J. J Rousseau seinen Ausgangspunkt. Es geht darauf aus, die in dem Kinde liegenden Kräfte harmonisch zu entwickeln. Der Naturalismus betrachtet den Menschen als ursprünglich gut und fordert, daß die Erziehung demgemäß zu verfahren habe. „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers hervorgeht, alles entartet unter den Händen der Menschen.“ [1]) Der Mensch, so sagt Rousseau, will nichts lassen, wie es die Natur geschaffen hat, selbst den Menschen nicht, man muß ihn nach seiner Mode zustutzen, wie den Baum seines Gartens. Aber freilich, wie jetzt die Sachen stehen, würde ein Mensch, der von Geburt an sich selbst überlassen, aber unter den andern bliebe, der verbildetste von allen sein, da die gesellschaftlichen Einrichtungen in ihm die Natürlichkeit ersticken und nichts an deren Stelle setzen würden. Rousseau denkt indessen seinerseits keineswegs daran, den Menschen zum rohen Naturzustande zurückzuführen; es ist ein idealer Naturzustand, den er erstrebt, im Gegensatz zu Unnatur und Verkünstelung. Gegen verjährte Erziehungsthorheiten wendete sich darum insbesondere die Kraft seiner Beredsamkeit. Unberechenbar ist der Einfluß, den er in dieser Hinsicht auf die Folgezeit ausgeübt hat.

Ein drittes System ist das humanistische, welches darauf ausgeht, den Menschen zum vollkommenen Menschen zu erziehen. Der Mensch soll zu der idealen, sittlichen Menschenschönheit erzogen werden, wie sie das klassische Alterthum erzeugt hat oder sie aus der Entwickelung der Kulturgeschichte erkannt werden kann.

Ein viertes System richtet sein Absehen vornehmlich auf die politische Gemeinschaft und die mit ihm zusammenhängende Idee der Civilisation. Es betont die Nothwendigkeit des Anschlusses an das Vaterland und des Gehorsams gegen die staatlichen Gesetze.

Ein fünftes System erkennt als höchste Bestimmung des Menschen die Moralität und leitet die Aufgabe der Erziehung aus der Idee des Sittlichguten ab, mit der Forderung: Thue das Gute um des Guten willen. So sagt Kant: „Thue die Pflicht um der Pflicht willen.“ Er erkennt hierin das höchste sittliche Ziel und zu dieser sittlichen Freiheit soll der Mensch erzogen werden. Ohne daß man den Menschen sittlich und weise macht, ist es unmöglich, daß er glücklich werde. Zur Er-

---

[1]) J. J. Rousseau, Emile, L. 1.

ziehung gehört für Kant zuerst die Disciplinirung, welche die thierische Wildheit bezähmt und zum Gehorsam erzieht; sodann die Kultivirung und Civilisirung, welche durch Unterweisung zur gesellschaftlichen Klugheit erziehen; endlich die Moralisirung, welche den Menschen nur gute Zwecke wählen läßt und ihn zur Wahrhaftigkeit erzieht.

Wenn uns nun nach diesem Ueberblick über die hauptsächlichsten pädagogischen Systeme die Aufgabe zu fällt, zu zeigen, in welcher Weise denn die Kenntniß der Isolirten und der frühesten vorgeschichtlichen Menschen belangreich für ein pädagogisches System erscheine, so zeigt eben diese Grundlage bereits an, unser pädagogisches System sei das biologische.

Wenn man in einer so schwierigen und verwickelten Angelegenheit, wie in dem Aufsuchen der Lebensaufgaben des Menschen festen Boden unter sich haben will, so ist es nach unserem Dafürhalten zweckmäßig, nach biologischen Principien zu verfahren. Der Mensch ist das äußerste Glied in einer gewaltigen Reihe von Geschöpfen, von welchen einige ihm nahe stehen, obwohl sie ihn nur bis zu einem gewissen Grade der Nähe erreichen. Wir werden uns die Aufgabe erleichtern und uns auf unserem Wege bedeutend sicherer fühlen, wenn wir zuerst die Lebensaufgaben der übrigen lebenden Welt in das Auge fassen, statt uns sofort an die schwierigste Aufgabe zu wagen und die ganze große Kette der Wesen nicht einmal eines kurzen Augenblickes zu würdigen. Und wenn uns auf diesem Wege auch nur die irdischen Lebenszwecke irgend deutlicher und sicherer zum Bewußtsein kommen, so ist damit doch immerhin schon viel gewonnen. Es ist klar, daß wir zu diesem Behufe schon von den Pflanzen unseren Ausgangspunkt nehmen müssen, wenn überhaupt das biologische Princip unser Führer sein soll.

An einer Pflanze lassen sich leicht folgende Lebensaufgaben nachweisen: Sie hat

1) sich selbst darzustellen;
2) eine bestimmte Rolle im Haushalt der Natur auszufüllen;
3) sich fortzupflanzen.

Die Pflanzen erledigen sich dieser Aufgaben in sehr verschiedener Weise, aber sie erledigen sich derselben, sofern sie nicht gestört werden, sämmtlich ohne Ausnahme. Es würde nicht schwer, ja es würde anziehend sein, ausführlicher auf die einzelnen Punkte einzugehen. Da indessen die Sache selbst klar ist und schwerlich einen Widerspruch zu fürchten hat, so können wir uns damit begnügen, um nicht weitschweifig zu werden.

Wenden wir uns zum Thierreich, so ist nicht unwichtig, daran zu erinnern, daß beide Reiche durch eine Brücke miteinander zusammenhängen, innerhalb deren Gebietes die Zugehörigkeit zu dem einen oder andern zweifelhaft wird oder fehlt. Die Lebensaufgaben der Thierwelt, so reich und mannigfaltig gegliedert sie ist, unterscheiden sich von den uns bereits bekannten Lebensaufgaben der ebenfalls mannigfaltig und reich gegliederten Pflanzenwelt in keiner Weise, so verschieden an sich die besonderen Kräfte und Strebungen untereinander auch sind; ein Thier hat die Aufgabe, sich selbst darzustellen, eine bestimmte Rolle im Haushalt der Natur auszufüllen, und sich fortzupflanzen. Werden sie nicht daran verhindert, so erfüllen alle Thiere diese Aufgaben. Haben sie dieselben erfüllt, so sterben sie ab, wie die Pflanzen, nach kürzerer oder längerer Lebensdauer, und machen ihren Nachkommen Platz.

Können wir nicht, so lautet nun die Frage, uns von hier aus mit einer Reihe, für unseren eigenen Lebensweg nützlicher Grundlagen ausrüsten, die uns zu Gute kommen, unserem Schwanken ein Ziel setzen und uns beruhigen helfen in einer Angelegenheit, die so viel der Unruhe und Schwierigkeit in sich birgt? Mögen unsere besonderen und allgemeinen Lebensaufgaben sich noch so weit erstrecken und selbst über die Erde hinausgreifen, ein Blick auf zwei große Naturreiche ist dennoch nicht vergeblich und es weht eine beruhigende Luft aus ihnen zu uns herüber.

Und wenn jetzt die Isolirten und frühesten urgeschichtlichen Menschen nach den ersten Erziehungszwecken befragt werden, so kann die Antwort durchaus nicht zweifelhaft sein: Das Erste ist, daß der Mensch zu einem Vernunftwesen herangebildet werden muß. Sie, die keine Vernunft haben, sagen es uns laut und deutlich! Man hat manchmal darnach gefragt, ob es denn eine Berechtigung zur Erziehung gebe und ob man nicht etwa in die „individuelle Freiheit" des Unerzogenen einen unberechtigten Eingriff unternehme dadurch, daß man ihn erziehe. So löblich an sich dieser Zweifel genannt werden muß, so zeigt uns der geringste Blick auf die Vernunft- und Sprachlosen: Gewiß, es ist eine Berechtigung dazu vorhanden. Und nicht allein diese, es liegt die Pflicht dazu vor. Ebenso würde es überflüssig sein, die Nothwendigkeit der Erziehung jetzt noch einen Augenblick in Zweifel ziehen zu wollen. Nur auf die Stufe der Vernunft erhoben, vermag der Mensch seine wesentlichen Lebensaufgaben zu erfüllen, als deren irdische Grundlage wir diejenigen der beiden organischen Naturreiche auf das Menschenreich nothwendigerweise herübernehmen müssen; der dritte dort erwähnte Punkt liegt natürlich der Jugend fern. Da die Vernunft durch

sich selbst zur Religion führt, so ist letztere vom biologischen System umschlossen.

Von unseren Philosophen ist es insbesondere Hegel, der auf die Erziehung zur Vernunft den Hauptnachdruck legt. Als allgemeiner Begriff der Erziehung ergibt sich nach ihm aus dem Wesen des Geistes: „Die Erziehung ist die Einwirkung des Menschen auf den Menschen, ihn durch sich selbst zum wirklichen Menschen werden zu lassen, oder die Entwickelung der dem Einzelnen immanenten theoretischen und praktischen Vernunft.“[1]) In Bezug auf die Forderung der sittlichen Aufgabe der Erziehung schließt sich Hegel innig an Kant an.

Führen wir unser biologisches System jedoch zum Ende, so wissen wir bereits aus Früherem, die Vernunft sei als Erzeugniß oder als Wirkung des Verbandlebens, des Staates aufzufassen. Sämmtliche Lebensaufgaben des Menschen können hiernach nur innerhalb des Staates zur Erfüllung gebracht werden. Von Glückseligkeit, einem eudämonistischen Princip, kann bei der Bestimmung des Lebenszweckes in unmittelbarer Weise nicht die Rede sein, sondern nur von Aufgaben und ihrer Erfüllung. Die Forderung von Leistungen des Menschen tritt hiernach in dem biologischen System in den Vordergrund des Lebenszweckes. Mit der Empfindung des Glückes hat sich der Einzelne alsdann abzufinden. Nicht nach Glück, sondern nach Thaten, nach Erfüllung von Aufgaben hat der Mensch zu streben. In der Regel wird ja die Empfindung des Glückes alsdann die Begleiterin der erfüllten Aufgaben sein.

Eine Aufzählung der wichtigsten besonderen Aufgaben des Menschen fällt außerhalb des Bereiches unserer Darstellung.

2. Die Sturmfluth.

Die Geschichte der Pädagogik belehrt uns, daß zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern nicht auf gleiche Weise erzogen wurde und erzogen wird. Es finden sich vielmehr eine Menge von Verschiedenheiten vor und setzen den blos mit der Gegenwart Vertrauten in nicht geringes Erstaunen. Zu keiner Zeit aber und bei keinem Volke fehlte die Erziehung vollständig, wie es sich aus unseren früheren Betrachtungen als eine in der Natur des Volkes liegende Nothwendigkeit ergibt. Selbst bei den Naturvölkern fehlt die Erziehung nicht und be-

---

[1]) s. das nach Hegel'schen Grundsätzen bearbeitete Buch: „Pädagogik als System“ von K. Rosenkranz, 1848.

sitzen wir eine Menge hierauf bezüglicher Erfahrungen. Es mangelt ihnen allerdings eine Erziehungstheorie und eine systematisch geleitete Erziehung. Theorie und Systematik stellen sich eben erst auf einer gewissen Höhe der Entwicklungsstufe ein, es sind späte Erzeugnisse. Sowie aber einmal eine Theorie oder mehrere Theorien vorhanden sind, beginnen sie auch ihre Rückwirkung auf das Erziehungsgeschäft zu üben, sei es in schwächerem oder stärkerem Grade, oder selbst in beherrschender Weise. Wechselnd mit dem Inhalt der Theorie ist diese Rückwirkung bald eine günstige, bald eine ungünstige. An Erziehungstheorien aber darf es nimmer fehlen, wo irgend entwickelte Zustände der Kultur vorhanden sind und wo eine Fortbildung derselben stattfindet. Es fehlte auch nicht an ihnen auf dem ganzen Gebiete der Erziehung, wie uns schon die Betrachtung des Erziehungszweckes deutlich an die Hand gab.

Den gewaltigen Stoff, welchen die inhaltreiche Geschichte der Pädagogik uns an die Hand gibt, um das gegenwärtig Vorhandene aus seinem Werden begreifen zu lernen, müssen wir hier als bekannt voraussetzen.[1]) Mit diesem geschichtlichen Inhalt versehen und von ihm durchdrungen, wenden wir uns vielmehr sofort zur wichtigsten Schule der Nation, zur Volksschule.

In früherer Zeit, als der zu bewältigende Lehrstoff noch geringer war an Ausdehnung und Tiefe, stellte die Verwirklichung des Erziehungszweckes an die der Volksschule zuströmende Jugend noch weit geringere Anforderungen. Heute ist dies nicht mehr der Fall, die Schule hat sich kräftig erhoben, fortschreitend mit den Bedürfnissen. Je mehr aber der Lehrstoff gewachsen ist, je mehr die Volksschule nicht allein das Wissen, sondern auch die Willensbildung in den Bereich ihrer Thätigkeit aufzunehmen hat, um so gebieterischer tritt die Pflicht an uns heran, die einzelnen Unterrichtsstoffe zweckmäßig auszuwählen und vor Allem zweckmäßig aufeinanderfolgen zu lassen.

Ferne sei es nun von uns, unserer Volksschule auch nur im geringsten zu nahe treten zu wollen. Ich halte im Gegentheil unsere Volksschule für ein höchst tüchtiges und segensreiches Institut und kenne viele treffliche Lehrer persönlich. Schon die Kenntniß der Entwickelung der Volksschule aus kleinen Anfängen zu ihrer gegenwärtigen leistungskräftigen Höhe würde sie vor tadelsüchtigen Versuchen schützen. Ich möchte also nicht mißverstanden werden und das Folgende einfach als nützliche Erwägungen angesehen wissen. Auch ist Niemand weniger verant-

[1]) Einen gediegenen Ueberblick findet der Leser in G. Schumann, Lehrbuch der Pädagogik, Theil I, 7. Auflage, Hannover 1883.

wortlich zu machen, als sie selbst, für Einiges, was mit dem biologischen Princip nicht völlig im Einklang steht, welches uns nothwendiger Weise zu führen hat.

Die hoch aufgestaute Fluth der geistigen Errungenschaften unseres Geschlechtes wird, wenn sie in heftigem Andrang auf die zarte Kinderschaar dahin braust, die ihr ausgesetzt worden ist, nur zu leicht im Stande sein, gar manches Leben in ihren Wellen zu begraben. Auf der einen Seite steht die angesammelte geistige Arbeit einer großen Anzahl von Jahrtausenden. Die Vorrathskammern waren ursprünglich leer, es fehlte selbst die Sprache. Sie mußten allmählich mit Besitz angefüllt werden, wie die Urgeschichte und Geschichte uns nachweist, und erreichte dieser Besitz nach und nach seinen gegenwärtigen riesenhaften Umfang. Auf der anderen Seite steht ein Kind, ursprünglich hilf- und sprachlos, zur Zeit des Eintrittes in die Schule noch schwach im Sprechen und zart im Körperbau. Wen, der die Organisation des Kindes kennt und die Ueberfluthung beachtet, die ihm droht, ergriffe bei dem Anblick dieser ganz unverhältnißmäßigen, ja entgegengesetzten Dinge nicht ein Grausen? Doch fast hätte ich zu erwähnen vergessen, daß an manchen Orten den Kindern zur Ermuthigung eine kleine Zuckerdüte gereicht wird. Besorgten Herzens aber harren die Einzigen, die hierfür eine richtige Empfindung haben, die Mütter, der Dinge, die da kommen sollen.

Man wird einwenden, der Stoff, der den Kindern überliefert werde, sei ja bei weitem nicht der ganze, nicht die volle Errungenschaft, sondern nur ein kleiner Bruchtheil. Sehr wohl. Der ganze Stoff ist ja so groß, allein auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, daß an eine vollständige Erwerbung seines Umfangs von Seiten eines Einzelnen selbst im Verlaufe eines ganzen Menschenlebens zur Zeit gar nicht entfernt gedacht werden kann. Das schließt aber nicht aus, daß dem Kinde ein Uebermaß zugetheilt, oder eine unzweckmäßige Auswahl und Vertheilung von Stoffen geboten werden könne. Die Frage muß vielmehr sein: Mit welchem Rechte wird diese bestimmte Stoffauswahl, mit welchem Rechte diese Stoffvertheilung geübt und durchgeführt? Worauf gründen sich diese Bestimmungen? Gründen sie sich etwa auf Lehrsätze nnd Thatsachen der Psychologie und zwar der Psychologie des Erwachsenen oder des Kindes? Oder auf das Bedürfniß des Erziehungszweckes? Oder auf Thatsachen des Schulwesens selbst und seiner vergleichenden Erfahrung? Oder hat man vielleicht an die Nothwendigkeit gedacht, in der Stoffauswahl und Stoffaufeinanderfolge diejenige Bahn für die Erziehung der Jugend einzuhalten, welche das Geschlecht als Ganzes durchlaufen hat? Man hat natürlich an der Reihenfolge der Stoffe, welche

uns die Kulturentwickelung des Geschlechtes im Laufe der Zeit aufzeigt, einen ungefähren Maßstab für die Schwierigkeit des Gegenstandes. Es ist nicht gleichgültig für das Geschlecht gewesen, daß gerade diejenige Reihenfolge der Gegenstände in seiner Entwickelung stattfand, welche wirklich stattgefunden hat. Es würden leicht schwerwiegende Parallelen aus der körperlichen Entwickelungsgeschichte herbeigebracht werden können, welche uns zur Stütze dienen. Das, was zuletzt auftritt im Lauf der Zeiten, darf nicht ohne triftigsten Grund aus der natürlichen Reihenfolge gebracht, das zuletzt Auftretende etwa an den Anfang gestellt werden; in der körperlichen Entwickelungsgeschichte tritt dies mit aller Deutlichkeit zu Tage. Sollte es in der geistigen sich anders verhalten? Sollte es hier ganz willkürlich sein, welche Stofffolge und welche Stoffauswahl stattfindet?

Nun wäre es ungerecht, irgend behaupten zu wollen, die Stofffolge und -Auswahl sei nicht nach Gründen bestimmt worden. Was mir vorschwebt, ist allein der Umstand, daß jene wichtigen Fingerzeige nicht benützt worden sind, welche uns die am Geschlecht abgelaufene Geistesentwickelung an die Hand gibt. Mit anderen Worten, auf die pädagogische Bedeutung des Ablaufs der geistigen Entwickelung des Geschlechtes ist nicht die nothwendige Rücksicht genommen worden. In welchem Grade diese Rücksicht für die Auswahl und Folge des Unterrichtsstoffes einzutreten habe, ist eine Frage für sich; es ist zunächst nur wichtig, daß der Gesichtspunkt überhaupt zur Besprechung gelangt.

Sehen wir nun zu, wie die Schule vorgeht. Das Erste ist oder zu dem Ersten gehört, daß das Kind im Lesen und im Schreiben unterrichtet wird. Man gibt sich Mühe, aus dem Kinde sofort einen kleinen Literaten zu machen. Das widerstreitet jedoch dem biologischen Princip ganz und gar. Die Entwickelung zur Vernunft wird nicht durch Lesen- und Schreibenlernen gefördert, sondern durch ganz andere Dinge. In der Wirklichkeit war Schreiben und Lesen erst eine sehr späte Erwerbung der sich entwickelnden Menschheit. Der ganze vorgeschichtliche Zeitraum war schriftlos: es gab hier sehr viele andere und zunächst wichtigere Dinge zu thun, als zu schreiben und zu lesen. So wird auch durch die, viel Zeit und Mühe in Anspruch nehmende Erlernung des Lesens und Schreibens die Vernunftbildung, die doch nebst der Sprache in erster Linie stehen muß, ohne jeden Zweifel nur hintangehalten, statt befördert zu werden. Unterdessen wird dadurch zugleich der Grund gelegt für die so beunruhigend überhand nehmende Verderbniß der Augen. Man sucht durch eine Reihe von Schutzmitteln dem Uebel abzuhelfen, wie durch vergrößerten Druck, richtige Haltung, zweckmäßige Beleuchtung

und endlich — durch Ausstattung mit Brillen. Sehr wohl! Aber welche Brille wird man wohl der in ganz gleichem Maße gestörten Vernunftentwickelung einhändigen? Augen- und Seelenblindheit, um einen kräftigen Ausdruck zu gebrauchen, werden aber mit einem viel vernünftigeren Mittel zurückgehalten. Man wird nicht im Zweifel sein können, das einzige Mittel ist die Verschiebung des Literatenthums auf einige Jahre, sagen wir auf zwei bis drei. Vor dem achten bis neunten Lebensjahre dürfte nach biologischem Princip weder Lesen noch Schreiben gelehrt werden. Unterdessen wird das körperliche Auge durch andre Lehrmittel an Formen gewöhnt. Weit rascher wird die weiter entwickelte geistige Kraft mit der Aufgabe des Lesens und Schreibens fertig, zum Heil für das körperliche und geistige Auge.

Lesen und Schreiben sind es nicht allein, welche in der Stofffolge eine Aenderung erfahren müssen. In dieselbe Reihe gehört die Reflexion über die Sprache, die Grammatik. Der Unterricht in ihr darf erst in den letzten Schuljahren in mäßigem Umfang gegeben werden. Dagegen hat das Kind praktisch die Sprache sich anzueignen, es hat sich des Sprachkörpers zu bemächtigen, soweit es geeignet erscheint, damit es die Rede Anderer verstehe und seine eigenen Gedanken ausdrücken lerne. Dies wird sehr leicht geschehen können und die Kinder werden mit außerordentlichem Eifer Uebungen dieser Art betreiben.

Ein dritter Punkt, der dem biologischen Princip widerstreitet, ist die frühzeitige Erlernung theoretischer Religion und des Religionssystems. Dieser Stoff gehört ebenfalls in die letzten Jahre.

Nicht mit Unrecht wundern sich so Viele, wenn sie sehen, wie so oft ein vielversprechendes Kind Das in der Schule nicht hält, was man von ihm erwartet hat; wenn sie sehen, daß es in der Schule sich verflacht, gewissermassen zurückgeht. Man pflegt natürlich, Lehrer wie Eltern, mit Bedauern die Ursache dieses Vorgangs dem Kinde zur Last zu legen. Ich behaupte umgekehrt, die der Volksschule auferlegte Stofffolge und Stoffwahl ist für das so häufige geistige Absterben und Verwelken, für frühzeitige Knickung der Geisteskraft und für die Erlahmung der Seelenvermögen dem Hauptheile nach verantwortlich zu machen. Man hebe diese Mängel auf und die Erfahrungen werden ja zeigen, auf wessen Seite die bessere Theorie gelegen ist. Die ersten zwei bis drei Jahre hindurch müssen die Kinder der Volksschule ausschließlich mündlich unterrichtet werden und zwar allein in allen geeigneten Stoffen. Welches sind aber die geeigneten Stoffe und welches ist die zweckmäßige Reihenfolge? Die Antwort ist leicht:

Die übrigen Stoffe, welche die Jahre des Volksschul-Unterrichtes

jetzt schon ausfüllen, bleiben sämmtlich bestehen, es treten nur die genannten drei Stoffe aus dem Lehrstoff der ersten Jahre heraus und in die späteren Jahre über.

Von den verbleibenden Stoffen wünschen wir nur einen ergänzt, denjenigen der Geschichte. Wenn wir bedenken, wie dürftig bei der überwiegenden Zahl der Bevölkerung die Vorstellungen vom Wesen und der Bedeutung des Staates sind, desjenigen Organismus also, der die unumgängliche Bedingung für das Dasein der Menschheit bildet, so werden wir nicht im Zweifel sein, daß der Geschichtsunterricht seine beste Grundlage suchen müsse in der Verbreitung der geeigneten Einsichten über den Staat. Die letzten Jahre der Volksschule werden auch für diesen Zweck als die tauglichen zu halten sein.

Der Gewinn an Zeit, der durch unsere Vorschläge für die ersten Jahre der Volksschule erreicht wird, soll darum keineswegs unbenutzt liegen bleiben. Er werde verwendet für den Handfertigkeitsunterricht! Schon lange wird der ernste Leser, welcher dem biologischen Princip und der natürlichen Reihenfolge eine Bedeutung beimißt, empfunden haben, daß dem Handfertigkeitsunterricht eine beträchtliche Stelle in der Schule eingeräumt werden müsse. Es wird dies wiederum erfordert vom gesammten Gang unserer Cultur-Entwickelung. Die Schüler lernen an der Bewältigung des Stoffes und der Form zu zweckmäßigen Gebilden außerordentlich viel, und es ist bekannt, mit welcher Lust sie auf diesem Gebiete arbeiten. Zur bloßen Spielerei und zum Zeitvertreib darf allerdings der Handfertigkeitsunterricht nicht herabgewürdigt werden; er bedeutet weit mehr, gebietet über einen wichtigen Lehrstoff und dieser wird als solcher anerkannt werden, sobald der bezügliche Unterricht als nothwendig in den Lehrplan der Jugend aufgenommen worden ist. Er ist so wichtig, daß wir ihm, Zeichnen eingerechnet, in den ersten beiden Jahren wöchentlich eine Zeit von 6—8 Stunden, d. h. die drei oder vier der Schule angehörigen Nachmittage zuwenden.

Der Handfertigkeitsunterricht ist in den letzten Jahren, nachdem die nordischen Nachbarreiche mit Versuchen seiner Einführung in den Lehrplan der Jugend neu vorangegangen waren, viel besprochen worden. In Deutschland wurde die Aufmerksamkeit auf diese Bestrebungen gerichtet besonders durch den dänischen Rittmeister v. Clauson-Kaas, welcher wiederholt nach Deutschland kam, Vorträge hielt und in Emden 1880 einen sechswöchentlichen Cursus für Lehrer veranstaltete. Die preußische Regierung sendete im November 1880 eine Commission von fünf Männern zur Prüfung der Angelegenheit an Ort und Stelle ab, welcher sich einige andere Männer anschlossen. Das Ergebniß faßte Schneider in einem übersichtlichen

Bericht an den Landtag dahin zusammen, daß die Commission der Staatsregierung nicht empfehlen könne, der in Dänemark überhaupt noch wenig zur Geltung gebrachten, in Schweden zwar mit großem Eifer und Verständniß gepflegten, aber auch dort noch nicht zur völligen Klarheit entwickelten Idee des Handfertigkeitsunterrichtes die bewährten Grundsätze der preußischen Unterrichtsverwaltung irgend aufzuopfern, daß sie dagegen die lebhafte Bewegung, besonders im schwedischen Volk, zu Gunsten dieser Idee für höchst beachtenswerth unter gewissen, in den örtlichen oder anstaltlichen Verhältnissen begründeten Vorbedingungen auch bei uns nachahmenswerth erklären müsse."

Man denkt leicht daran, daß der Handfertigkeitsunterricht im Norden an den langen Winterabenden sehr passend und auch für die Pflege des häuslichen Lebens nicht ohne gute Folgen sei. Aber dies ist nicht der rechte Gesichtspunkt, von welchem aus die Angelegenheit beurtheilt werden darf. Wir sprechen gar nicht von ihr als von einer Vorbereitung für einen künftigen Beruf, sondern haben theils den allgemein bildenden Werth seines Betriebes im Auge, theils die Absicht, einen Stoff nicht zu unterdrücken in der Erziehung der Jugend, der in der Entwickelung des Geschlechtes Jahrtausende hindurch von der größten Wichtigkeit gewesen ist und seine Bedeutung auch jetzt noch nicht verloren hat.

Wir kommen damit von biologischer Seite auf die Zweckmäßigkeit des Handfertigkeitsunterrichtes zurück und müßten denselben aus unserem Princip neu erfinden, wenn er nicht schon erfunden wäre. Daß derselbe von einer zur Untersuchung der Sache in sehr anerkennenswerther Weise abgesendeten Commission nicht sofort empfohlen werden konnte, ist begreiflich genug, aber auch nicht entscheidend. Wir stimmen vielmehr eher überein mit den zustimmenden Beschlüssen der zu Berlin in der Angelegenheit des Handfertigkeitsunterrichtes abgehaltenen Conferenz vom Jahre 1881, welche folgende Sätze aufstellte:

„1) Die Conferenz erklärt es für ein Bedürfniß, daß die Erziehung der Knaben durch den Unterricht in den Fertigkeiten der Hand ergänzt werde.

2) Die Ziele, die dabei zu verfolgen sind, werden für Stadt und Land und sonst nach örtlichen Zielen verschieden sein; sie sind theils erziehlicher, theils praktischer Natur.

3) Das zunächst Wichtigste ist die Ausbildung geeigneter Lehrkräfte. Diese hat unter Mitwirkung tüchtiger Handwerksmeister und Künstler zu erfolgen."

Daß die einmal gegebene Anregung fortwirkt und ihren Einfluß schon auf die fernsten Länder erstreckt, zeigt in sehr deutlicher Weise eine stoffreiche Uebersicht, welche der Leiter des Slojd-Seminars zu Nääs in

Schweden, Otto Salomon, dem Herausgeber der Bremer Wochenschrift „Nordwest“ zur Veröffentlichung übersandt hat.

Zwischen Madison in Wisconsin und Tokio in Japan überspannt diese Rundschau ein weites, wenn auch natürlich nicht überall gleich gut bestelltes Feld. Auch Afrika hat nach einer darauf hinweisenden Ausstellung zu Blidah in Algerien den ersten Handfertigkeits-Unterricht für Knaben in sich aufgenommen.

Von der größten Wichtigkeit ist aber sein Umsichgreifen in Europa selbst, und dieses geht mit einer in der That erstaunlichen Raschheit und Allgemeinheit vor sich. Nur noch ganz wenige Länder verhalten sich theilnahmslos. Die beiden großen Kaiserreiche des Ostens, Oesterreich-Ungarn und Rußland, sind in die Bewegung eingetreten, die auch die Schweiz neuerdings lebhaft ergriffen hat. Während die Schweiz aber ihre Anleitung in einem Deutschen Brennpunkt dieses Strebens gesucht hat, in Leipzig, ist es für die meisten Länder und immer auch für einen Theil von Deutschland begreiflicherweise Nääs, woher man sich tiefere Einsicht in die Sache, Befähigung zum Unterricht und Modelle holt. Im vorigen Jahre waren neben 107 Schweden, fünf Oesterreicher, vier Finnen, je zwei aus Deutschland (Berlin), Rußland und England, je einer aus Holland und Dänemark dort, um einen der sechswöchigen Lehrer-Ausbildungscurse mit durchzumachen. Sie begegnen in Nääs einer großartigen Gastfreundschaft. Herr August Abrahamson aus Gothenburg, der Besitzer eines fürstlichen Schlosses und Parkes, hat nicht allein seinem pädagogischen Neffen Otto Salomon die Mittel zur Verwirklichung seines Lieblings- und Lebensplanes gegeben, sondern erleichtert auch Fremden wie Landsleuten, welche das Slojd-Unternehmen studiren wollen, auf alle Art den Aufenthalt. Da auch die Männer der Schulverwaltungen, welche von der Idee der erziehlichen Knaben-Handarbeit getroffen sind, in der Regel vor Allem Nääs aufsuchen, ist dieser Platz gegenwärtig zu einer Art Mekka geworden, wohin der Anhänger wallfahrtet, der Zweifler sich durch Anschauung und Gespräch bekehrt.

Das Verhältniß zu den skandinavischen Nachbarländern ist das folgende. Finnland, in Schul- und Unterrichts-Angelegenheiten sich schon seit geraumer Zeit zu bedeutenden Anstrengungen aufraffend, hat zuerst die Handarbeit für Knaben in den verbindlichen Lehrplan der Volksschule aufgenommen. Dasselbe ist der Fall in Frankreich und auch Rußland ist im Begriffe, diesen Schritt zu thun. Der finnische Schulreformator Uno Cygnaeus, der sich mit Stolz einen Jünger Pestalozzi's und Friedrich Fröbels nennt, scheint Otto Salomon den entscheidenden Anstoß gegeben zu haben, so daß der Ausgangspunkt der Bewegung in Finnland zu

suchen sein würde. In Schweden ist der junge Unterrichtszweig zwar noch nicht Zwangssache, aber mehr als 700 Knabenschulen haben ihn freiwillig aufgenommen. In Norwegen hat der Staat schon länger den städtischen Schulen zum Behuf dieser Erweiterung ihres Lehrplanes Zuschüsse bewilligt und geht damit um, auch die Landschulen zu unterstützen. Der dortige Staatsminister Sverdrup betrachtet es als eine neugewonnene Einsicht des Jahrhunderts, daß nichts bildender und innerlich veredelnder wirke, als früherworbene Arbeitstüchtigkeit, und daß allgemeines Handgeschick den Wohlstand eines Volkes gewaltig hebe.

Dem energischen Vorwärtsgang dieser nordischen Länder gegenüber ist Dänemark durch seine heftigen politischen Kämpfe fast zum Stillstand verurtheilt. Zog es zuerst von allen unsere Blicke auf sich, Dank den Bemühungen des Rittmeisters Clauson-Kaas für Hausfleiß und Handfertigkeitsunterricht, so hat doch schon dieser eifrige Agitator den Schauplatz seiner Wirksamkeit nach Deutschland verlegen müssen, und hinter ihm scheint von der ganzen Bewegung nicht eben viel zurückgeblieben zu sein. Neuerdings hat man in Kopenhagen begonnen, sich ebenfalls an das bewährte Vorbild von Nääs zu halten.

Von Deutschlands Bestrebungen auf diesem Gebiete war bereits oben die Rede; hier ist nachzutragen, daß dieselben mehr und mehr darauf hinauslaufen, die erhaltene Anregung in selbstthätiger Weise durchzuarbeiten, dabei jedoch Alles mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, was anderwärts geschieht. Sehen wir die auf diesem Gebiete herrschende rege Thätigkeit, und ihre zunehmende Verbreitung über die verschiedensten Länder der Erde an, so belebt sich unsere Hoffnung, daß die ganze Angelegenheit sich schon bald den ihr zukommenden Platz in den Erziehungsmitteln der Jugend erorbert haben werde. Nicht neben und unter der Volksschule ist ihr berechtigter Platz, sondern innerhalb ihrer schützenden Mauern; der Handfertigkeitsunterricht ist einer ihrer eigensten Unterrichtsgegenstände. Wird ihm dieser Platz eingeräumt, dann wird er leben. Wir werfen für ihn das biologische Princip in die Wagschale. Wird ihm der rechte Platz versagt, so wird die Bewegung im Sande verlaufen oder nur ein kümmerliches, wirkungsloses Dasein fristen.

Hier ist auch der Platz, der Frage des Fröbel'schen Kindergartens von unserem Standtpunkt aus näher zu treten. Kaum wird nun Jemand einen Zweifel hegen können, daß wir der Idee des Kindergartens durchaus beipflichten müssen. Ein vernünftig geleiteter Volks-Kindergarten ist ein großer Segen für das heranwachsende Geschlecht. Wir müssen den Kindergarten schon deßhalb für nützlich und wünschenswerth erklären, weil er zur Vertheilung des Lernstoffes über eine größere

Reihe von Jahren beiträgt und weil der gebotene Lernstoff in der leichtesten, anmuthigsten Form, gleichsam spielend dargeboten wird. Hierzu kommt der sehr schwer in's Gewicht fallende Umstand, daß der Kindergarten Jahre der geistigen Oede sehr wohlthuend ausfüllt, die sonst nur den wenigsten Kindern erspart bleiben. Was es aber bedeutet, in geistiger Oede mehrere Jahre zuzubringen, haben wir im Vorausgehenden zur Genüge kennen gelernt.

Wir pflichten Bock völlig bei, wenn er sagt: „Selbst wenn die Eltern das Erziehen des Kindes wirklich verständen und Zeit und Mühe darauf verwendeten, so reicht doch deren Erziehungskunst nicht mehr für das zweite Kindesalter der Kinder aus, welches sich vom dritten oder vierten Lebensjahre bis zum siebenten oder achten Jahre, also bis zum Schulalter erstreckt. In diesem zweiten Kindesalter muß schon der Anfang mit einer Erziehung gemacht werden, welche den Menschen für sein späteres sociales Leben vorbereitet. In diesem Alter tritt beim Kinde der Drang nach Thätigkeit, nach dem Umgange mit Seinesgleichen, nach Wissenwollen stark hervor; auch finden sich, weil die allermeisten Kinder von den Eltern schon verzogen werden, Untugenden aller Art, besonders Eigensinn ein. In diesem Alter wollen die Kinder immer etwas zu thun haben, und während ihr Unbeschäftigtsein Unarten leicht aufkommen läßt, werden sie durch Beschäftigung davon abgelenkt. Dies findet im Kindergarten oder in der Vorschule statt, wo das Kind nach bestimmten Regeln naturgemäß von einer die Mutterstelle vertretenden Erzieherin erzogen wird."

Das Bedürfniß von Kindergärten erkennt aus ähnlichen Gründen Strümpell an, indem er hervorhebt: „Während bei allen Kulturvölkern für die Ausbildung der heranwachsenden Generation von einer gewissen Altersstufe an durch öffentliche Unterrichtsanstalten gesorgt ist und hierdurch die Familie und der Staat nach dieser Seite ihre Pflicht erfüllen, wächst dagegen die Kinderschaar vor dem schulpflichtigen Alter in Verhältnissen auf, welche der Kulturaufgabe nicht entsprechen, sondern selbst unter der günstigsten Voraussetzung noch eine anderweitige, nach bestimmten Normen ausgeführte bildende Beeinflussung der Kinder erfordern. Eine solche Beeinflussung sollen Kindergärten, d. h. Veranstaltungen ermöglichen, in denen die Kinder durch Spiele und passende Vorrichtungen bildender Art körperlich und geistig beschäftigt werden."

Wie alles Gute, so kann auch der Kindergarten durch ein Uebermaß seiner Thätigkeit zu Nachtheilen Veranlassung geben und handelt es sich also um das Einhalten des richtigen Maßes bezüglich der Beanspruchung von Zeit und Stoff. Täglich ein dreistündiger Aufenthalt im Kinder-

garten darf als geeignete Zeitverwendung betrachtet werden. Damit fällt auch der Einwand, der Kindergarten entfremde das Kind dem Elternhause. In der gesammten übrigen Zeit des Tages ist das Kind dem Leben und Treiben des Hauses überlassen und steht seinen Einwirkungen offen. Es kommt nun freilich darauf an, daß letztere immer tüchtig und veredelnd seien.

Fassen wir zusammen, so spricht sich auch im Kindergarten die überall durchklingende Lehre aus, die Gesammtheit, der Staat, sei nicht blos der Erzeuger aller Kultur, sondern auch deren Uebertrager von einer Generation auf die andere. Beide Aufgaben hängen innig mit einander zusammen. Von der Wichtigkeit der Uebertragung macht man sich sofort den richtigen Begriff, wenn man bedenkt, daß ohne sie nach Ablauf eines Menschenalters sämmtliche Kultur erloschen wäre.

Kehren wir nach diesem Blick auf den Werth des Kindergartens zur Volksschule zurück.

Wenn es sich jetzt noch darum handeln sollte, einen Stundenplan für die ersten Schuljahre zu entwerfen, durch welchen unsere theoretischen Erwägungen in die Wirklichkeit umgesetzt werden können, so ist diese Aufgabe nicht schwer zu lösen. Es ist aber zu befürchten, daß unsere Forderungen in dem angegebenen Umfang als zu weit gehend und in den maßgebenden Kreisen als undurchführbar erscheinen und auf unüberwindlichen Widerstand stoßen werden. Hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit, die Forderungen zunächst auf ein leichter durchführbares Maß einzuschränken. Man mache also den Versuch, nur im ersten Schuljahr allen Schreib- und Leseunterricht zu unterlassen und die viele gewonnene Zeit mit den geeigneten Stoffen auszufüllen, so ist schon außerordentlich viel gewonnen. In der ersten Hälfte des zweiten Schuljahres würde das Lesen und Schreiben von Ziffern beginnen, während die Anfangsgründe des Rechnens schon im ersten Jahre gegeben werden. Die zweite Hälfte des zweiten Schuljahres beginnt mit der Erlernung des Lesens und Schreibens. Mit den Elementen des Zeichenunterrichtes wird schon im ersten Schuljahre angefangen. Dazu kommt der geeignete Handfertigkeitsunterricht, vor Allem in Flecht-, Pappe- und Thonarbeit, sowie der Unterricht in den übrigen, schon vorhandenen Gegenständen.

Die beste Uebersicht gewährt eine Vergleichung bisheriger Stundenpläne mit dem neu vorzuschlagenden.

In seinem Lehrbuch der Pädagogik gibt G. Schumann folgenden Lektionsplan für eine dreiklassige Schule mit zwei Lehrern:

(S. Seite 127 und 128.)

Die erste Klasse hat hiernach wöchentlich 28, die zweite 24, die dritte 12 Stunden Unterricht.

Die Stoffe, welche der für unseren nächsten Zweck wichtigsten untersten Klasse zufallen, sind, wie ein Blick auf III. des Stundenplanes zeigt, die folgenden: Biblische Geschichte, Lesen mit Schreiben, Lesen mit Schreiben, Schreiben; Biblische Geschichte oder Katechismus, Lesen, Schreiben, Rechnen; Biblische Geschichte, Lesen mit Schreiben, Lesen mit Schreiben; Religion (Lied, Gebet), Lesen mit Schreiben, Lesen mit Schreiben, Rechnen; Biblische Geschichte, Lesen mit Schreiben, Lesen mit Schreiben, Rechnen; Lesen und Schreiben, Katechismus (Lied).

Von 12 Stunden (es sind im Lectionsplan nur 11 Stunden ausgefüllt, soviel ich sehe) entfallen nicht weniger als $6\frac{1}{2}$ für Lesen und Schreiben; 3 sodann für Religionslehre, $1\frac{1}{2}$ für Rechnen.

Nehmen wir den Stundenplan für die beiden untersten Klassen einer hochentwickelten städtischen Volksschule, der uns vorliegt, so hat derselbe folgenden Inhalt: (S. 128.)

Die unterste Klasse hat in ihm von 18 Unterrichtsstunden 7 auf Lesen und Schreiben, 4 auf Rechnen, 3 auf Anschauungsunterricht, 2 auf Religionslehre, 1 auf Memoriren, 1 auf Singen zu verwenden.

Die nächstobere verwendet von 22 Unterrichtsstunden 8 auf Lesen und Schreiben, 5 auf Rechnen, auf Deutsch 3, Anschauungsunterricht 3, Religionslehre 2, Singen 1.

Der Stundenplan nun, welchen wir für die beiden ersten Jahre vorzuschlagen haben, ist bezüglich des ersten Jahres der folgende: (S. 130.)

Es wurde bereits oben bemerkt, daß Lesen und Schreiben in der ersten Hälfte des zweiten Jahres sich nur auf Ziffern, in der zweiten Hälfte aber auf Buchstaben zu erstrecken hat.

Die Erzählungsstunden sollen allen denjenigen Stoff bringen, der ein kindliches Gemüth anspricht und in dieser Form gegeben werden kann, wie Märchen, Erzählungen aus dem Kinderleben u. s. w. Der Lehrer ist der Erzählende, der Stoff etwa der, welcher dem ersten und zweiten Theil des Buches „Die Muttersprache“ [1]) entspricht und später zum Lesen zu dienen hat.

---

[1]) Die Muttersprache, Lesebuch in 8 Theilen. Herausgegeben von Berthelt, Petermann, Thomas und Baron, Junghanns und Schindler. Leipzig, J. Klinkhardt. 1881 u. s. w.

So wünschen wir denn, es möchten unsere Betrachtungen zum Wohle der Schüler und Lehrer von allen Betheiligten in ernstliche Erwägung gezogen werden und mannigfaltigen Nutzen stiften.

Blicken wir ferner zurück auf unseren Ausgangspunkt, so ergibt sich, daß in der That eine Betrachtung der Isolirten und der ihnen bis zu einem gewissen Grade ähnlichen frühesten vorgeschichtlichen Menschen sehr wohl dazu befähigt war, auch in pädagogischer Hinsicht zum Nachdenken aufzufordern. Es ist ein neuer Gesichtspunkt, unter welchem uns die Erziehung dabei erscheint; Mittel und Ziele der Erziehung erfahren dadurch eine theilweise Veränderung; soweit dies jedoch der Fall ist, wird dadurch die Erziehung auf eine naturgemäßere Grundlage gestellt.

Eine nach den im Vorausgehenden beschriebenen Grundsätzen eingerichtete Schule würde der Sache entsprechend am besten Kulturschule zu nennen sein.

Vielleicht wird der eine oder andere Leser den Wunsch hegen, zum Zweck eigener Vertiefung in den Gegenstand die Reihenfolge der Stoffe in der ersten Kulturentwickelung unseres Geschlechtes im Einzelnen genauer kennen zu lernen. Der Weg, so läßt sich hierauf antworten, welchen die Kultur von ihren ersten Anfängen bis zum Anbrechen der geschichtlichen d. i. der Schrift-Zeit genommen hat, läßt sich mit wenigen Worten nicht in genügender Weise beschreiben; es ist darum hier von einer Darstellung desselben abgesehen und nur der Werth der vorgeschichtlichen Zeit betont worden. Eine eingehende Erörterung jenes Weges findet sich in unserer „Urgeschichte des Menschen“, auf welche hier verwiesen wird.

Stundenplan nach Schumann.

Vormittags.

	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
8—9	I. Bibl. Geschichte II. desgleichen	I. Lesen m. Sprachl. II. desgleichen	I. Katechismus II. desgleichen	I. Bibl. Geschichte II. desgleichen	I. Diktierschr. (Gedichte, Geschäftsaufsätze 2c.) II. Diktieren (Rechtschreiben)	I. Raumlehre II. Aufsatz
9—10	I. Lesen mit Abschreiben II. desgleichen	I. Schreiben II. desgleichen	I. Zeichnen mit Formenlehre II. desgleichen	I. Lesen mit Abschreiben II. Lesen m. Memor. v. Gedichten 2c.	I. Schreiben II. desgleichen	I. Zeichnen II. Religion
10—11	I. Rechnen II. desgleichen	I. Rechnen II. desgleichen	I. Aufsatz III. 10—10 1/2 Uhr: Bibl. Geschichte 10 1/2—11 Uhr: Lesen m. Schreiben	I. Rechnen II. desgleichen	I. Rechnen II. desgleichen	I. Gesang II. Lesen u. Schreiben
11—12	I. Vaterl. Geschichte II. desgleichen	I. Geographie II. Gesang	I. Gesang III. Lesen m. Schreiben	I. Geschichte II. Geographie	I. Geographie II. Gesang	I. Religion III. 11—11 1/2 Uhr: Lesen u. Schreiben 11 1/2—12 Uhr: Katechism., Lied.

Stundenplan nach Schumann.

Nachmittags.

	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
2—3	I. Naturlehre III. 2—$^1/_2$ Uhr: Bibl. Geschichte $2^1/_2$—3 Uhr: Lesen m. Schreiben	II. Geographie (Naturlehre) III. 2—$2^1/_2$ Uhr: Bibl. Geschichte oder Katechismus $2^1/_2$—3 Uhr: Lesen		I. Naturgeschichte III. 2—$2^1/_2$ Uhr: Religion, Lied, Gebet $2^1/_2$—3 Uhr: Lesen m. Schreiben	II. Naturgeschichte III. 2—$2^1/_2$ Uhr: Bibl. Geschichte $2^1/_2$—3 Uhr: Lesen m. Schreiben	
3—4	I. Turnen (Handarbeit) III. 3—$3^1/_2$ Uhr: Lesen m. Schreiben $3^1/_2$—4 Uhr: Schreiben	II. Turnen (Handarbeit) 3—$3^1/_2$ Uhr: Schreiben $3^1/_2$—4 Uhr: Rechnen		I. Turnen (Handarbeit) III. 3—$3^1/_2$ Uhr: Lesen m. Schreiben $3^1/_2$—4 Uhr: Rechnen	II. Turnen (Handarbeit) III. 3—$3^1/_2$ Uhr: Lesen m. Schreiben $3^1/_2$—4 Uhr: Rechnen.	

Stundenplan einer städtischen Schule.

a) Für die unterste Klasse:

	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
8—9	—	—	Rechnen	Bibl. Geschichte	—	—
9—10	—	—	Lesen	Schreiben	—	—
10—11	—	Rechnen	—	—	Rechnen	Rechnen
11—12	—	Schreiben	—	—	Lesen	Lesen
2—3	Bibl. Geschichte	Anschauungs-Unter.	—	Anschauungs-Unter.	Anschauungs-Unter.	—
3—4	Lesen	Memoriren	—	Singen	Schreiben	—

b) Für die nächstobere Klasse:

	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
8—9	Anschauungs-Unter.	Rechnen	Rechnen	Deutsch	Rechnen	Deutsch
9—10	Bibl. Geschichte	Schreiben	Schreiben	Rechnen	Schreiben	Rechnen
10—11	—	Anschauungs-Unter. (Memoriren)	Lesen	Lesen	Anschauungs-Unter. (Memoriren)	Lesen
11—12	—	—	—	—	—	Schreiben
2—3	—	Deutsch	—	Katechismus	—	—
3—4	—	Lesen	—	Singen	—	—

Neuer Stundenplan.

a) Für die unterste Klasse:

	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
8—9	Anschauungs-Unter.	Rechnen	Anschauungs-Unter.	Rechnen	Anschauungs-Unter.	Turnspiele
9—10	Memoriren	Erzählen	Memoriren	Erzählen	Memoriren	"
2—3	Zeichnen	Handfertigkeits-Unter.	—	Zeichnen	Handfertigkeits-Unter.	—
3—4	Singen	"	—	Singen	"	—

b) Für das folgende Jahr stellt sich der Stundenplan folgendermaßen:

	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
8—9	Anschauungs-Unter.	Rechnen	Anschauungs-Unter.	Rechnen	Anschauungs-Unter.	Singen
9—10	Memoriren	Erzählen	Lesen u. Schreiben	Erzählen	Memoriren	Turnspiele
10—11	Lesen u. Schreiben	Geographie	—	Geographie	Lesen u. Schreiben	"
2—3	Zeichnen	Handfertigkeits-Unter.	—	Zeichnen	Handfertigkeits-Unter.	—
3—4	Singen	"	—	Singen	"	—

Schlußwort.

Nachdem wir am Ende unserer Betrachtungen angelangt sind, geziemt es sich, auf den durchlaufenen Weg zurückzublicken und die Ergebnisse zu überschauen. Unser Weg war im Ganzen der, den Menschen in frühem Kindesalter außerhalb des staatlichen Verbandes zu stellen, ihn in der Einsamkeit und Wildniß heranwachsen zu lassen und die sich dabei geltend machenden Erscheinungen zu sammeln.

Wir haben dabei nicht vergessen zu bedauern, daß alle die kostbaren Fälle aus verschiedenen Gründen nicht mit derjenigen Sorgfalt und in demjenigen Umfang von den einzelnen Beobachtern untersucht und beschrieben worden sind, wie wir es gegenwärtig wohl wünschen möchten. Aber wie der Geschichtsforscher selbst die dürftigsten Quellen nicht mißachtet, die ihm ein wichtiges Ereigniß näher zu bringen versprechen, so mußten auch wir uns mit dem Gegebenen begnügen. Wir konnten dies um so leichter thun, als es in Wirklichkeit sogar als ziemlich gleichgültig bezeichnet werden muß, wie weit der Einzelne die Glaubwürdigkeit und Beweiskraft der verschiedenen Fälle anzuerkennen geneigt ist. Selbst in dem äußersten Fall der Verwerfung aller auf die Verwilderten bezüglichen Nachrichten würden die Endergebnisse sich nicht um Haaresbreite verändern. Dies ist Denjenigen gegenüber zu bemerken, welche fußend auf der Unvollständigkeit und theilweise märchenhaften Ausschmückung der Berichte zugleich die Verwilderten und die aus ihren Verhältnissen zu ziehenden Schlüsse über den Haufen werfen zu können glauben. Ihr Beginnen würde ihnen keinen Gewinn bringen: denn wir legen es ihnen auf, im Geiste oder in der Wirklichkeit das Verfahren jenes Mongolenfürsten nachzuahmen und zu wiederholen, welcher Kinder isolirte und die Ergebnisse beobachten ließ. Die Erfahrungen, die sie dabei machen

müssen, werden mit den unserigen durchaus übereinstimmend befunden werden. Für Denjenigen also, welcher die Nachrichten über die Verwilderten bemängelt, müssen eben diese Nachrichten die unumgängliche Aufforderung enthalten, den experimentellen Weg in gedachter oder in wirklicher Weise zu betreten; dann sind auch für ihn die erhaltenen Nachrichten von Werth gewesen. Ohne Erfüllung dieser Aufforderung werden seine Einwendungen ohne Inhalt und werthlos sein.

Wir haben die Isolirten nach der philosophischen Seite untersucht und dadurch Anhaltspunkte gewonnen für die Beurtheilung des Keimens und Erwachens der Vernunft. Was wir Vernunft zu nennen pflegen, kommt dem Menschen nicht als solchem zu; er ist an sich ohne dieselbe. Die Benennung Homo sapiens bezieht sich hiernach nicht auf den Menschen als solchen, sondern nur auf das Vermögen, unter bestimmten Bedingungen der Vernunft theilhaftig zu werden. Ebenso verhält es sich mit der Sprache und mit der gesammten Kultur. Der Titel Homo sapiens ferus (Linné) ist streng genommen ungerechtfertigt und ein Widerspruch in sich selbst.

Wir haben ferner die urgeschichtliche Bedeutung der Verwilderten untersucht und eine Aehnlichkeit zwischen ihnen und den ersten Anfängen der Menschheit gefunden. Naturgemäß bezieht sich diese Aehnlichkeit auf die geistigen Verhältnisse. Der früheste urgeschichtliche Mensch wird uns durch sie näher gebracht. Es ist ein gewisser Nachdruck auf das Wort Aehnlichkeit zu legen; Aehnlichkeit ist nicht Gleichheit. So wird es bis zu einem gewissen Grade ermöglicht, die frühesten Zustände des urgeschichtlichen Menschen nicht allein aus seiner Hinterlassenschaft zu erschließen, sondern ihn selbst leibhaftig vor uns wandeln zu sehen.

Hierauf wurden die Verwilderten in politischer Beziehung untersucht. Die Verwilderten enthalten die denkbar anschaulichste Verherrlichung des Staates. Zwei Bedingungen sind es, welche den Menschen aus seiner ursprünglichen Stufe zu erheben vermögen: die Zeit, der Verlauf von Jahrtausenden, und hiermit verbunden die staatliche Gemeinschaft. Nicht die „Gesellschaft" ist als Bedingung anzusprechen, denn sie selbst ist das Erzeugniß staatlicher Gemeinschaft, nicht umgekehrt. Dem Staate ist die außerordentlich hohe Aufgabe zu Theil geworden, aus einem vernunft-, sprach- und kulturlosen Wesen ein Vernunft-, Sprach- und Kulturwesen zu schaffen. Die staatliche Gemeinschaft ist eben dadurch auch als Urheberin der Religion und Kirche anzuerkennen. Der Staat ist nicht allein der Erzeuger, sondern auch der Uebertrager der Menschheit. Die letztere wird von einer Generation auf die andere übertragen. In dem Augenblicke, als diese Uebertragung aufhört, sinkt die

Menschheit auf die ursprüngliche Stufe zurück. Man könnte daran denken, vom biologischen Gesichtspunkte aus eine natürliche Abgrenzung des gesammten Umfangs der Staatsgewalt zu versuchen. Die Anhaltspunkte zu einer solchen Bestimmung sind im Vorausgehenden bereits enthalten; eine Durchführung im Einzelnen würde jedoch das Ziel dieser Untersuchung weit überschreiten.

Endlich wurden die Verwilderten als bildungslose Wesen in ihrem Verhältniß zur Schule untersucht und als Ergebniß die Nothwendigkeit gewonnen, an die Stelle der ABC-Schule die Kulturschule zu setzen. Das ABC ist nicht, wie so Viele glauben, der Anfang aller Weisheit. Um dies hinreichend ermessen zu können, sind vor Allem urgeschichtliche Studien empfehlenswerth, ja erforderlich. Die Schrift ist eine sehr späte Errungenschaft des Menschen. In der Aufstellung eines Stundenplanes für die ersten Jahre der Kulturschule sind Schreiben und Lesen vorläufig erst an das Ende des zweiten Schuljahres zu stellen, niemals aber ist mit ihnen der Anfang zu machen in der Aufeinanderfolge der Stoffe. Vielmehr ist bezüglich dieser Aufeinanderfolge der Kulturgang der Menschheit, wie er sich in deren Urgeschichte ausspricht, zu Rathe zu ziehen; dieser zeigt uns die richtige Aufeinanderfolge. Gleichzeitig wird mit dieser Veränderung die Axt an die Wurzel eines wie zur Rache immer weiter um sich greifenden Uebels gelegt, an die Verderbniß der jugendlichen Augen und des jugendlichen Geistes. Der Handfertigkeitsunterricht ist dagegen als eine Forderung des Kulturganges der Menschheit in die Schule aufzunehmen.

Immer mehr beginnt die Naturwissenschaft dem Staate zurückzugeben, was sie von ihm an Schutz und Pflege Gutes erfahren hat. Mit einer gewissen Besorgniß blickte der Staat bisher auf die in immer weitere Gebiete vordringende Naturwissenschaft. Wir glauben umgekehrt, jeder Naturforscher, der die ihm in dieser Beziehung zufallende Aufgabe ernstlich in das Auge faßt, sei durch die Naturforschung der weitaus berufenste Vertheidiger des Staatsgedankens. Es läßt sich nun keineswegs leugnen, daß zur Zeit die Vertreter der Naturforschung noch in überwiegender Menge abseits einer jeden politischen Thätigkeit, ja man möchte sagen, jeder politischen Gedankenarbeit stehen. Der Grund hierfür ist nicht schwer zu finden. Der Naturforscher ist seit Jahrhunderten daran gewöhnt, dem Juristen das politische Denken zu überlassen. Sowie aber der Naturforscher beginnen wird, sich auf sich selbst zu besinnen, wird er nicht umhin können, seiner dringenden politischen Pflichten zu gedenken. Denn besser als jeder andere ist er durch die Richtung und Methode seiner Studien zur allseitigen Würdigung des Staatsgedankens befähigt.

Blicken wir um uns, so läßt es sich unschwer erkennen, daß gegenwärtig nur die gewaltigsten Persönlichkeiten in der Lage sind, mit Erfolg den anstürmenden Feinden jeder staatlichen Gemeinschaft die Spitze zu bieten. Wir halten aus demselben Grunde den Zweifel für berechtigt, ob die staatserhaltenden Elemente der Gegenwart in ihrem bisherigen Bestand und mit ihrer bisherigen geistigen Ausrüstung dem Andrängen der Widersacher auf die Dauer auch gewachsen sein werden. Es thun vor Allem neue kraftvolle Ideen noth, Gedanken voll Klarheit, an Stelle unseliger Verschwommenheit; es ist sodann erforderlich, daß die geborenen Vertheidiger des Staatsgedankens sich auf sich selbst besinnen. Auf Beides glauben wir im Vorausgehenden genügend hingewiesen zu haben. Wir hoffen voraussehen zu können, daß sich in der Folge die Naturforschung in immer eingehenderer und umfassenderer Weise mit dem menschlichen Staate beschäftigen wird, als es bisher geschehen ist. Welche Stärkung dadurch der Staatsgedanke in der gesammten Bevölkerung erfahren werde, läßt sich leicht ermessen.

Und haben wir nicht den Juristen selbst noch ein Wort zu sagen? Dieses Wort richtet sich besonders an Diejenigen, welche Jura studiren werden. Ihre Einsicht in das gesammte staatliche Leben wird eine kaum hoch genug anzuschlagende Bereicherung erfahren, wenn ihr Studienplan die Einrichtung erhält, daß das erste Jahr allein aufzugehen habe in philosophischen und biologischen Studien. Mit dem Wunsche der Einführung dieser Ergänzung schließt diese Abhandlung.

Druck von Emil Herrmann sen. Leipzig.

Denickes Verlag, Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Spezielle Pathologie und Therapie

der Stoffwechselkrankheiten.

Klinische Vorträge von Dr. A. Cantani, Professor in Neapel.

I. Band: Der Diabetes mellitus. Preis 10 Mark.
II. „ Oxalurie, Gicht, Steinkrankheiten. Preis 5 Mark.
III. „ Cystinurie, Fettsucht, Gallensteine. Preis 3 Mark.
VI. „ Rhachitis und Skorbut. Preis 4 Mark.

Diagnose und Therapie

bei gefahrdrohenden Krankheitssymptomen

von Dr. Louis Blau in Berlin.

2. verbesserte und vermehrte Auflage. Preis 10 Mark.

Diagnostik der inneren Krankheiten

für Kliniker und Aerzte

von Dr. H. Frühauf in Genua.

Mit 36 mikroskopischen lithographischen Abbildungen. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 6 Mark.

Compendium der pathologischen Anatomie.

von Dr. H. Joseph.

Dritte Auflage bearbeitet von Professor Dr. Hennig. Preis 4 Mark.

Beiträge

zur Anatomie der Nase und Mundhöhle

von Dr. Ludwig Loewe.

2. Auflage mit 7 Tafeln in Lichtdruck. Preis 12 Mark.

Beiträge

zur Anatomie und Entwickelungsgeschichte

des Nervensystems der Säugethiere und des Menschen

von Dr. Ludwig Loewe in Berlin.

I. Band: Die Morphogenesis des centralen Nervensystems mit 18 Tafeln und 15 Holzschnitten. Fol. Preis 100 Mark.
II. „ Histogenesis des Nervensystems mit ca. 15 Tafeln in Lichtdruck. Preis ca. 80 Mark.

Handbuch der Logik

zum Gebrauche auf Universitäten, Gymnasien, Realgymnasien, Seminarien und zum Selbststudium

von Dr. Hermann Wolff, Docent der Philosophie an der Universität Leipzig.

Preis 1 Mark 50 Pf.

Erschienene Neuigkeiten aus Denicke's Verlag in Leipzig.

Hygienisch-diätetische Belehrungen

eingeführt in der Kinder-Poliklinik zu Leipzig.

Preis complet 50 Pf.

Diese „Belehrungen" geben auf 7 losen Blättern die wichtigsten Verhaltungsmaßregeln bei gewissen Krankheitsgruppen und sind zur Vertheilung an die Mütter kranker Kinder bestimmt, um ihnen die bisher mündlich gegebenen Verhaltungsmaßregeln gedruckt dem Gedächtniß besser einzuprägen.

Die einzelnen Nummern werden auch apart abgegeben und zwar 10 Expl. für 40 Pf.; 25 Expl. für 80 Pf.; 50 Expl. für 1 Mark 30 Pf.; 100 Expl. für 2 Mark (auch gemischt).

Gelöste und ungelöste Probleme der modernen Forschung.

Abhandlungen gemeinverständlichen Inhalts

von Dr. Otto Zacharias.

Preis 4 Mark.

Das Mikroskop

und die wissenschaftlichen Methoden der mikroskopischen Untersuchung

in ihrer verschiedenen Anwendung

von Prof. Dr. Jul. Vogel.

Vierte Auflage, vollständig neu bearbeitet

von Dr. Otto Zacharias

unter Mitwirkung von Prof. Dr. Hallier und Dr. E. Kalkowsky.

Preis 6 Mark.

Wegweiser in das Studium der kantischen Philosophie

eine Darstellung des geistigen Entwicklungsganges Kant's, des Kantischen Grundproblems und der Lösung desselben in den drei Kritiken

von Dr. Hermann Wolff,

Docent der Philosophie an der Universität Leipzig.

Preis 2 Mark 50 Pf.

Lehrbuch der Chemie

Zum Gebrauche an Schullehrer-Seminarien, höheren Bürgerschulen, Mittelschulen, höheren Knaben- und Töchterschulen.

von F. Langhoff, Direktor der Oberrealschule zu Potsdam.

Vierte Auflage.

Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Roh.
Bu

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rauber, August

Homo sapiens ferus oder die Zustände der Verwilderten und ihre Bedeutung fü
r Wissenschaft, Politik und Schule biologische Untersuchung

Leipzig 1885

Anthr. 120 tm
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11550981-3